

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1935

7 (1.4.1935)

Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

Walter Franke **Spruch an die Jungen.**

Den Pflügern gleich, die den Acker brechen,
den Sterz in den wuchtigen Händen,
sollt ihr euer Herz umwenden
zu breiten, fruchtbaren Flächen.

Ihr müßt den Tag der Ernte richten!
Drum säet tief in euch die Saaten.
Und müssen alle eure Taten
dem großen Werke sich verpflichten.

Tut ab den Traum und eiteln Ruhm!
Es ist nicht Raum für schwelgendes Genießen.
Der Tag brach an! Die heil'gen Quellen fließen.
Geht hin und schöpft und sammelt euer Eigentum!

Reißt aus der harten Not der Zeit!
Ihr sollt die Hände gläubig in das Frühlicht führen,
den Herzschlag eures Volks im Tagwerk spüren.
Doch eure Stirne streife die Unendlichkeit.

Das Beispiel eines in sich von Geburt bis zum Tode geschlossenen Lebens, das geeignet wäre, Vorbild zu sein, ist mir aus eigener Erfahrung und Bekanntschaft nicht gegenwärtig. Wohl aber sind mir in diesem oder jenem Menschen Taten oder Verzichtete begegnet, die mir deswegen vorbildlich erschienen sind, weil sich in ihnen eine Haltung offenbarte, die anderen Menschen gleichfalls zu wünschen wäre, jenen ändern, welche diese Haltung eben nicht gehabt haben. Gleichzeitig aber verhielten sich jene in dieser Beziehung vorbildlichen Menschen in andern Beziehungen durchaus nicht vorbildlich, so daß sich die Beispielhaftigkeit nur auf Teilbezirke eines menschlichen Lebens erstreckte.

Um es gleich vorwegzunehmen: die Vorbildlichkeit des Verhaltens besteht in der unbedingten und bewußten Erfüllung eines entscheidenden Bekenntnisses, das ein Mensch durch Leben, Denken oder persönliche Artung vor sich selbst abgelegt hat. Anders gesagt: das beispielhafte Leben ist ein heroisches Leben. Seine Taten werden nur durch Verzichtete erkauft. Und seine Verzichtete tragen die Taten in sich. Jeder, der opfert, tut eine Tat. Und in jeder Tat verbirgt sich ein vorausgegangenes Opfer.

Ich lernte einen Mann kennen, der auf dasjenige Glück verzichtete, das durch Geld und Selbstbestimmung zu haben ist, weil er seine durch Krankheit und Schicksalsfälle um Vermögen und Beruf gebrachten Eltern in einem einigermaßen erträglichen Leben erhalten wollte. Er verzichtete deswegen auf die Ehe mit einem Mädchen, das er liebte, und auf das eigene Glück. Die Eltern wußten davon nichts, und sie haben es auch nie erfahren, weil er gewiß war, daß sie dies Opfer niemals angenommen hätten. Dies war insofern beispielhaft, als darin der Verzicht auf das eigene Wohlergehen beschlossen war, zum Besten von Menschen, denen jener innerlich unauflöslich verbunden war. Von einer andern Seite könnte das Mädchen kommen und die Frage stellen: „Wie denkst du über das Unglück, das dadurch über mich gekommen ist?“ Hier scheint mir die Härte gegen sich selbst, der Verzicht auf das eigene private Wohlergehen sehr maßgeblich zu sein. Die Zweischneidigkeit des Geschehens wird hier sichtbar.

Es sind mir in meinem Leben eine Reihe von Menschen — Männer, Jünglinge, Frauen — begegnet, in deren Verhalten gegenüber dem Leben sich jeweils eine Haltung ausprägt, die mir in diesem bestimmten Fall vorbildlich zu sein schien.

Da ist zuerst der Beginn des Menschen, das Kind. Die Naturnähe seines Daseins, die völlige Unbefangenheit seines Lebens tragen das in sich, was dem späteren Menschen von Tag zu Tag mehr verloren geht und darum von Tag zu Tag nachher wiederum

neu erworben werden muß: die Sicherheit der Entscheidung, das Tun ohne Wahl, die Instinktgegebenheit des Handelns. Ein Kind irrt nicht, denn es hat in seiner Unschuld — „Unschuld“ in einem ganz tiefen Sinn gefaßt — keine Wahl. Darin gleicht es dem Tier, das aus einem endgültig verlorenen Paradies der vollkommenen Gewißheit des Triebes kommt und deshalb in einer gewandelten Welt zugrunde gehen muß. Das Kind geht nicht zugrunde, aber es muß den schweren Schritt der Wandlung vollziehen.

Diese Beispielhaftigkeit beinahe jedes Kindes ist beneidenswert, ohne daß der Neid hier den Charakter des Negativen haben kann. Man erkennt das Kind an und weiß, daß es ein Zustand ist, der einmalig ist, ein glücklicher Naturzustand. Und man weiß, daß wir nicht mehr zu einem glückseligen Naturzustand bestimmt sind. Das ist vorbei. Auf uns warten andere Dinge: Arbeit, Tat, Opfer, Ziel, Schmerz, Kampf, Haß, Liebe, Sieg und Niederlage.

Ich entsinne mich eines zweiten erzieherischen Erlebnisses, das der Beobachtung entspringt. Auf einem Spazierwege kam ich an einem Bauernhause vorbei. Vor dem Hause war ein großer Hausen von Reisig aufgeschichtet. Auf diesen stacheligen und hohen Hügel kletterte ein Kind von zwei Jahren mit der stummen Beharrlichkeit, die einem Kinde in diesem Alter zu eigen zu sein pflegt. Daneben stand eine alte Bäuerin und beobachtete die ebenso hartnäckigen wie erfolglosen Versuche des Kindes mit unbewegtem Gesicht. Sie ließ das Kind nicht aus den Augen, aber sie zeigte keine besondere Sorge. Das wunderte mich, und ich fragte unmittelbar: „Haben Sie keine Angst, daß das Kind sich beschädigt?“ Sehen Sie denn nicht —?“ Die Bäuerin antwortete, ohne den Kopf zu bewegen, ohne eine Miene ihres gleichmäßigen Gesichtes zu verziehen: „Es lernt.“

Diese Antwort ließ mich verstummen. Ich nahm sie zur Kenntnis und nahm sie mit nach Hause. Sie ist mir bis heute im Gedächtnis geblieben als ein Beispiel einer zwar harten, aber gesunden Erziehung, die freilich nicht jedes Kind vertragen wird. Indessen scheinen mir die Söhne eines kräftigen Volkes einer gewissen Härte zu bedürfen. Das Leben ist nicht weich. Dreck ist weich.

Beispielhaft — allerdings nicht vom Standpunkt des Mustersehlers — scheint mir ein ehemaliger Klassenkamerad zu sein, der als guter Schüler einmal in den Verdacht geriet, mit einem präparierten Zettel gemogelt zu haben, während in Wirklichkeit ein neben ihm sitzender Schüler der Schuldige war. Er stellte die Verwechslung nicht klar, sondern nahm alles auf sich um des andern willen, mit dem er befreundet war. Und dann ging der wirklich Schuldige hin und gab sich selbst an, obwohl er sich dadurch schwer schadete.

Beides war für jeden von ihnen als Kind und Schüler ein Opfer und eine Tat zugleich, durchaus ebenbürtig mancher Handlung eines Erwachsenen. Die äußerlich geringere Tat eines Kindes birgt innerlich vielleicht viel mehr Qual und Entschluß, und darin liegt der Wert.

Beispielhaft ist das Verhalten eines Arztes, der im Kriege in einer Cholerabaracke unter Drangsetzung seines Lebens seinen Dienst versah. Er setzte sich aufs Spiel, um viele zu retten. Beispielhaft ist das Leben der Frontsoldaten, die ohne persönlichen Ruhm, ohne Erwartung des Dankes abseits in Dreck und Qual ihren Dienst an der Nation erfüllten, und das mitten in der glühendsten Jugend, der ein Recht auf Rausch und Sorglosigkeit, auf Freude und Leben nicht abzuspriechen sein dürfte. Es war die Zeit, in der es nicht ohne Vorbildlichkeit war, daß — ich sah es im Beginn des Jahres 1915 — ein alter Mann mit weißem Haar, vielleicht ein Kämpfer von 1870, beim Anblick ausmarschierender Jugend vor dieser Jugend den Hut abnahm und ihr Platz machte. Statt vieler Beispiele sei aus dieser Zeit nur ein einziges Beispiel gegeben: vor einem Angriff sah ich einen Soldaten, in eine Schulterwehrecke des Grabens gedrückt. Er starrte mit einer sonderbaren Haltung seines Körpers in die bröcklige Wand aus Wurzeln und Sand, und als ich ihn näher betrachtete — ich war sein Nachbar —, sah ich, daß er von einem inneren Schluchzen gepackt war. Bald danach begann der Angriff. Einer der ersten im feindlichen Graben war jener Soldat. Obwohl er zwei Schüsse erhielt, blieb er und war nicht zu bewegen, nach hinten zu gehen. Er war beispielhaft tapfer. Später fand ich den Mut, ihn zu fragen, warum er damals eigentlich nahe am Weinen gewesen sei. Er wurde sehr verlegen, und schließlich sagte er mir: „Ich habe Angst gehabt.“ Diese Überwindung der Todesangst scheint mir vorbildlich zu sein. Ich begreife es, und es ist verständlich, daß jemand Angst vor der Angst hat, und es ist nachahmenswert, durch diese dicke Mauer in jenen Raum vorzustoßen, der frei ist und nun nach der Überwindung das Höchste, das Letzte, das Äußerste ermöglicht.

Den stärksten Hintergrund für ein beispielhaftes Leben wird nicht der Ruhm bieten, sondern vielmehr das Schweigen, die Unbekanntheit, weil hier jeder Anreiz fehlt, weil hier alles ganz um seiner selbst willen vor sich geht und keine Verlockung den Egoismus spornt. In diesem unbekanntem Heroismus des verlorenen Postens, der vorgeschobenen Stellung, der völligen Einsamkeit, in der nicht Beifall jubelt oder gelobt oder gedankt wird — hier kommt es ganz und gar auf das unbestechliche und wahrhaftige Innerste eines Menschen an, und gerade diese Taten und diese Opfer bringen die Kraftvollsten und durch den Verzicht größten Offenbarungen des uns Möglichen am reinsten in das Licht eines sehr einsamen Tages. Es sind die Deutschen, die diese unbeachtete Tat um des Zieles willen vollziehen, die sie im Grunde genommen nur um des Wesentlichen willen tun, weil es so befohlen ist, weil es notwendig ist. Beispiel: an der Front hatte es vom August 1918 keinen Zweck mehr zu bleiben, denn der Krieg war verloren und war auf keinen Fall mehr zu gewinnen, aber es hatte einen Sinn zu bleiben, nämlich den einzigen glaubensmäßigen Sinn:

Deutschland. Und darum wurde geblieben, und diejenigen, welche blieben, waren die eigentlichen Kämpfer und Vorposten in die Zukunft. Sie sind unbekannt. Es ist vielleicht der Chauffeur Müller, der Dreher Meyer drei, der Rechtsanwalt Lehmann vier, der Zollinspektor Schmidt sechs. Ich weiß es nicht. Er weiß es vielleicht selbst nicht mehr. Er hat es vergessen. Es ist nicht seine Art, davon zu reden oder daran viel zu denken. Aber morgen wird es sein Sohn sein oder der Sohn seines Nachbarn, den er nur vom Ansehen kennt.

Mag es nun der Soldat in der Schlacht sein, die Mutter, die für ihr Kind schweigend duldet, der politische Mensch, der für seine Idee in die Verbannung geht — immer wird hier ein Kampf gegen dumpfen Widerstand aufgenommen, immer ist es der kämpferische Mensch, der um des Glaubens willen sich opfert und, indem er sich hinstellt, zugleich handelt. Die Vorbildlichkeit des Handelns trägt immer den Charakter des Heroischen in sich. Dieses Heroische ist letzten Endes nicht allein eine bloße Haltung, sondern sie ist von einem Sinn, von einem Glauben erfüllt.

Heute, wo wir die Nation im ganzen Volk als die sichtbarste Gestalt wirkender Mächte empfinden, werden wir die Vorbildlichkeit am reinsten und eindringlichsten in diesem Nationalismus erblicken. Die heroische Haltung als der Ausdruck dieses Nationalismus ist ein objektiver Idealismus, der ohne Fegeln undenkbar ist. Gestalten wie Eckhart, Luther, Friedrich II. von Preußen, Heinrich VI., der deutsche Kaiser, Goethe, Nietzsche, Bismarck, verleiblichen diese deutsche und preussische Haltung im Religiösen, im Politischen, im Künstlerischen, in der Weisheit. Es sind die mächtigsten Vorbilder deutscher Menschlichkeit und des Dienstes an Deutschland — Preußen. Es waren innerliche Menschen, und sie verkörperten ihre Innerlichkeit im Werk, in der Tat, in der Macht, deren jegliche Innerlichkeit bedarf, wenn anders sie dasein und wirken will.

Die Vorbildlichkeit kann heute der Sieg eines Mannes sein, morgen der Gang in die Verbannung. Wir könnten sie in einem Kinde finden und in dem vielleicht rechtzeitig verzichtenden Verhalten eines alten Mannes. Wir werden sie in klarster, verbindlichster, unzweideutigster Form von dem Menschen fordern müssen, der Führer der großen Einheit sein will, die man „Volk“ nennt. Hier wird sich einigen müssen die geniale Sicherheit der Erkenntnis des Deutschen, des Notwendigen, des Jeweiligen und die Unbeirrbarkeit des Entschlusses und der Tat dieses Entschlusses. Dann ist die unbedingte Gefolgschaft da, und sie ist bereit, bis an die letzten Grenzen mitzugehen, wie Preußen im Siebenjährigen Kriege bis an den Rand der tödlichen Niederlage ging, um den größten bis dahin erfochtenen Sieg zu gewinnen. Dieser Führer steht an der brennenden Grenze des Schicksals, zugleich klar und düster beglänzt von den Strahlen des Sieges und dem Brand der Vernichtung. Denn die Staatskunst als die größte und schwerste aller Künste verlangt den größten Menschen, und deshalb werden ihm die größten Schwierigkeiten in den Weg geworfen werden. Was uns nicht umwirft, macht uns stärker. Darauf kommt es an. Das Vorbild eines führenden Menschen ist dazu da, das Ganze stärker zu machen.

Eberhard Wolfgang Möller.

Der Dichter und das Werk.

Nie dienten wir, und doch sind wir Soldaten,
wir kämpften nie in einem wahren Kriege,
in einem Krieg der Kugeln und Granaten.
Und doch bekannt sind Kämpfe uns wie Siege —
nein, nicht im Krieg schlug man uns unsere Narben,
und doch war's Krieg! Denn viele, viele starben ...
Balbur von Schirach in „Die Fahne der Verfolgten.“

Der Nationalsozialismus hat einen neuen Menschentyp geschaffen, den Wir-Menschen. Der Weg dahin führte vom Ich über das Du zum Wir. Wie alles andere, so bekam auch das geistige, künstlerische und kulturelle Leben einen neuen Inhalt. Auch dem Dichter wurde eine neue Sendung aufgetragen, er wurde berufen, zum Volk zu sprechen, aus dem er selbst kam. Damit war auch ihm der Weg zum Wir-Erlebnis, zur Gemeinschaft gezeigt.

Gleichzeitig wurde aber auch eine Zwischenepoche beendet, die methodisch eine Entfremdung zwischen dem Volk und seinen Sprechern betrieben hatte. Sie war abgeschlossen, als im Jahre 1933 in allen deutschen Städten die Flammen auf den Scheiterhaufen die Erzeugnisse geistiger Zerfetzung verzehrten. Wir wollen heute diese Zeit nicht mehr in Zitaten ihrer Geistigkeit aufleben lassen, wir wollen nicht von der von Hass und Niedertracht erfüllten Art der volksfremden Elemente sprechen. Diese Zeit ist für uns endgültig überwunden.

Auf der Kulturtagung des ersten Reichsparteitages nach der Machtergreifung sagte Adolf Hitler: „Wer von der Vorsehung ausersehen ist, die Seele seines Volkes der Mitwelt zu enthüllen, der leidet unter der Gewalt des allmächtigen, ihn beherrschenden Zwanges; der wird seine Sprache reden, auch wenn die Mitwelt ihn nicht versteht oder verstehen will; er wird lieber jede Not auf sich nehmen als auch nur einmal dem Stern untreu werden, der ihn innerlich leitet.“ „Die nationalsozialistische Bewegung und Staatsführung darf auch auf kulturellem Gebiet nicht dulden, daß Nichtkünstler oder Gaukler ihre Fahnen wechseln und so, als ob nichts gewesen wäre, in den neuen Staat einziehen, um dort auf dem Gebiete der Kunst und der Kulturpolitik abermals das große Wort zu führen ... Wir wissen, daß unter keinen Umständen die Repräsentanten des Verfalls, der hinter uns liegt, plötzlich die Fahnenträger der Zukunft sein dürfen. Entweder waren die Ausgeburten ihrer damaligen Produktion ein wirkliches inneres Erlebnis, dann gehören sie als Gefahr für den gesunden Sinn unseres Volkes in ärztliche Verwahrung; oder es war dies nur eine Spekulation, dann gehören sie wegen Betruges in eine dafür geeignete Anstalt. Auf keinen

Fall wollen wir den kulturellen Ausdruck unseres Reiches von diesen Elementen verfälschen lassen.“

Diese Worte des Führers lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wenn sie einerseits scharf abrechnen mit den Schreibern und Kunstproduzenten der Vergangenheit, so rufen sie auf der anderen Seite diejenigen Künstler und Dichter auf den Plan, die in sich die Kraft und das Können fühlen, das Erlebnis der neuen Zeit zu gestalten.

Zu diesen Berufenen gehört Eberhard Wolfgang Möller.

Als am Tage der nationalen Arbeit diesem jungen Dichter der nationale Buchpreis 1934/35 verliehen wurde, da wird für viele dieser Name noch kein Begriff gewesen sein. Diesen Preis erhielt Möller auch bestimmt nicht für den Umfang seiner Dichtungen, denn der ist noch gering. Aber die Werke dieses noch nicht Dreißigjährigen atmen den Geist der neuen Zeit und drücken ihn in einer Form aus, die diesen Dichter zu den stärksten Talenten der jungen Generation macht. Das wenige, was über sein Leben zu berichten ist, ist bald gesagt. Eberhard Wolfgang Möller wurde 1906 in Berlin als Sohn eines Bildhauers geboren. Er entstammt einem thüringischen Bauerngeschlecht. Früh schon stand er in den Reihen der SA. und arbeitete mit an der geistigen Erziehung der jungen Generation. Der Kampf stand von Anfang an über seiner ganzen Arbeit. Am neuen Schauspielhaus in Königsberg, wo er ein Jahr die Stelle eines Dramaturgen einnahm, führte er manch harten Strauß um die geistige Neugestaltung dieses, damals unter dem Einfluß jüdischer Literaten stehenden Theaters. Dann folgte er dem Rufe in das Propagandaministerium und arbeitete seither dort unter Reichsdramaturg Rainer Schlösser in der Abteilung Theater. Daneben aber hat er als Oberbannführer in der Reichsjugendführung einen entscheidenden Einfluß auf die Ausgestaltung der Kulturarbeit der Hitler-Jugend. Uns Jungen ist er aus seinen Sendungen im Schulfunk daher kein Unbekannter mehr. Denken wir nur an seine „Kantate auf einen großen Mann“, die anlässlich der Gedenkfeier für H. St. Chamberlain im Dezember 1934 durch den Schulfunk des Deutschlandsenders als Umrahmung der Rede des Reichsjugendführers aufgeführt wurde. Die drei ewigen Begriffe der Geschichte: Die Tat, das Wort und das Blut werden hier von Möller besungen, in Versen, aus denen wir die eindringlichsten, in ihrer Mahnung am ernstesten klingenden hier folgen lassen.

¹ Theaterverlag Albert Langen/Georg Müller, Berlin.

Chor (Marsch):

Denn über Erz und Stein,
über Staub und Gebein
dauert die Tat.

Doch ewig wie sie ist dem Dichter auch das Wort,
das sie verkündet. Deswegen singt er:

Chor (Kanon):

So beständig ist kein
Werk wie das Wort.
Über den Gräberreihn
spricht es sich fort.

Beide aber wachsen aus dem Blut als ihrem Urgrund.

Chor (Choral):

Heilig ist das Blut, heilig die Brücke,
die sich über Tod und Leben schwingt.
Wort wird Tat und Tat wird zu Geschichte,
das die Welt in ihre Bahnen zwingt.

Damit sind wir aber schon in die Betrachtung der Dichtungen Möllers eingetreten. Wenn wir am Anfang unserer Darstellung von der neuen Lebenshaltung sprachen, aus der heraus der Dichter unsere Zeit gestaltet, so sollen jetzt einige Worte über die neue Dichtungsform folgen, die sich diese Lebenshaltung gestaltet. Aus einer weichen, romantischen Lyrik ist heute eine herbe, strenge Dichtform geworden, die klingt wie der Marschschritt der Kolonnen. Aus dem Sänger ist der Krieger, der Barde geworden. In den Versen dieser Krieger, die von Langemarck bis zur Feldherrnhalle und bis in unsere Gegenwart ihre Stimme vernehmen lassen, klingt der Rhythmus unserer neuen Zeit. Dieser Krieger gestaltet heute sein Sieges-, sein Todes-Erlebnis, den Gesang um Führer und Fahne aus dem Gemeinschaftserlebnis, nicht mehr aus der Einsamkeit des versunkenen Beschauers. Und aus dem starken Miterleben der Gegenwart werden diese Dichter zu Kündern einer neuen Zeit, wenn sie, wie Möller, in seinem „Anruf und Verkündigung der Toten“² singen:

„Wenn ein erneutes Geschlecht
aufsteht auf den dampfenden Äckern und
blühenden Feldern,
um mit erhob'nem Gesicht,
furchtlos und ohne Gram
vor der Berufung des Todes,
meine Rede zu hören und mein bleiches
Gleichnis des Krieges zu schau
und des dämmernden Rots
Jubel und ersten Bericht
von der Ankunft des dritten, des heiligen Reichs.“

Der furchtbare Ernst des Krieges lebt vor uns auf in den tief ergreifenden „Briefen der Gefallenen“³. Hier formt der Dichter Bilder, die wir noch nicht gesehen, findet Worte, die wir bis dahin noch nicht gehört haben, gestaltet seine Dichtung ganz aus dem Erleben einer Jugend, die in der Zeit, als ihre Väter im Kampf standen, ernst und hart wurde, und trotzdem noch erfüllt ist von einer geheimen, unstillbaren Sehnsucht nach dem Letzten.

² „Berufung der Zeit“, Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin.

³ „Berufung der Zeit“, Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin.

Der Dichter flagt mit den Müttern:

„Wir lesen in euern Briefen,
wieviel ihr uns vergabt,
wenn ihr, indes wir schliefen,
nach uns gerufen habt.“

Und zum schönsten unserer Nachkriegsdichtung gehört aus diesem Chorspiel der Brief an die Mutter:

„Meine liebe Mutter, diesen letzten Brief
wirfst Du haben, wenn ich in der Erde,
die mich unaufhörlich zu sich rief,
mit den anderen Kameraden liegen werde.

Meine liebe Mutter, diesen armen Sand
mußt Du lieben, der mein Leben schürfte;
doch was gäb' ich, wenn ich Deine Sand
einmal noch, nur einmal streicheln dürfte.

Meine liebe Mutter, dieses eine Wort
sollst Du gut verstehn ohne Klagen:
Eine kleine Wolke wird mich fort
in das Land, für das ich sterbe, tragen.

Meine liebe Mutter, diese Wolke wirst
Du am Himmel sehen, ruhig treiben.
Fromm und silbern wird sie überm First
unseres kleinen Hauses stehen bleiben.“

Man könnte noch manchen gemeißelten Vers aus den Dichtungen Möllers hierhersetzen. Sie alle klingen in der Sprache eines Dichters, der uns durch seinen dichterischen Vorwurf wie durch die Formgebung aufhorchen läßt. Immer ist seine Sprache vom gestalten- den Stoff her bestimmt. Das wird uns besonders deutlich, wenn wir die „Zwiesprache an der Wiege eines Kindes“⁴ und „Bauernkantate“⁴ hintereinander lesen. Hier die zartesten, wiegenden Rhythmen einer Sprache, die Mütter an der Wiege ihrer Kinder sprechen, dort ein schwerer Klang wie der Schritt eines Bauern, hart und aufrecht, kurz und offen. Zum Vergleich wollen wir zwei Proben aus den beiden Dichtungen folgen lassen:

Aus „Zwiesprache an der Wiege eines Kindes“:

„Mein Kind, mein Kind, Du, klein und blind,
in diese Welten Geborenes,
Siegel und Eid der künftigen Zeit,
unter mit Schwüren Beschworenes.“

Aus der „Bauernkantate“:

Wir sind die Bauern, welche fromm
hinter dem Pflug sind.
Wir bitten so: O Herrgott komm
und hilf mit Deiner Hand uns vom
Sagelschlag und vom Wind.

Bei diesem kurzen Vergleich wollen wir es jedoch bewenden lassen, um nicht in die zerplückende Methode der Literaturhistorie der Vergangenheit zu verfallen.

Einen wirklichen Eindruck von dem Schaffen dieses jungen Dichters bekommen wir nur durch das laute Lesen seiner Dichtungen, die größtenteils im Theaterverlag Albert Langen/Georg Müller, Berlin, erschienen sind.

⁴ „Berufung der Zeit“, Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin.

In der besten Sammlung heldischer Dichtung von Langemarck bis zur Gegenwart „Rufe in das Reich“⁵ schreibt Eberhard Wolfgang Möller unter den Ruffern über sich: „Als Primaner schrieb ich mein erstes Stück ‚Bauern‘, das bis heute unentwegt von Schulgruppen gespielt wird. Nach meinem Schauspiel ‚Ausbruch in Kärnten‘ hatte ich den ersten Erfolg mit meinem Heimkehrerstück ‚Douaumont oder die Heimkehr des Soldaten Odysseus‘. Es folgen die Dramen ‚Kalifornische Tragödie‘ und ‚Panamaskandal‘ und das Lustspiel ‚Die höllische Reise‘, zuletzt ‚Kothschild siegt bei Waterloo‘.“

Wir können in diesem Rahmen das dramatische Schaffen Möllers natürlich nicht erschöpfend behandeln, müssen uns vielmehr auf eine Auswahl beschränken. Am 17. Februar 1929 brachte die Komödie in Dresden „Douaumont“ zur Uraufführung. Wenn auch die Meinungen der Presse in einzelnen Punkten damals auseinandergingen, so stimmen doch alle Urteile darin überein, daß man es hier mit einem jungen Dichter zu tun habe, der zu den besten Hoffnungen berechtigt. Der Dichter, der den Beginn des Krieges nur im ersten Akten des jungen Menschen erlebt hatte, setzt sich hier mit dem Völkerringen auseinander, wenn er sagt: „Je furchtbarer, je gewaltiger es war in seiner Entsetzlichkeit, desto ernster sind wir daran, es durch Gestaltung zu bannen, denen die daran gestorben sind, als Denkmal, uns als Weg und Zeichen, daß wir heraus sind.“

Das sind Töne, die später in den „Briefen der Gefallenen“, noch nachschwingen, wenn dort der „Chor der Engel“ am Schluß spricht:

Ruhet, ihr Knaben von Langemarck
und wartet den Frühling ab.
Die treibende Erde sprengt euer Sarg
und der warme Wind euer Grab.

Wenn nur die Wolken nach Osten stehn,
und der Acker sich wieder benarbt,
werdet ihr Deutschland wiedersehn,
und die Wälder, für die ihr starbt.

In den Gärten, für die ihr gingt,
blüht ihr dann im Gerank,
und der Sommer darüber singt
euer Ruf und unsern Dank.

Der Soldat Odysseus in „Douaumont“ hat als einer der wenigen diesen furchtbaren Kampf überstanden. Jahre sind vergangen. Er kehrt in seine Heimat zurück. Langsam steigt er die Treppen seines Hauses hinauf, sieht seinen Sohn, trifft einen Untermieter und einen andern und — seine Frau. Niemand erkennt ihn, versteht ihn. Er ist ein Fremder geworden. Da bricht er zusammen und wird in seine frühere Wohnung gebracht, die seine Frau aus Not verlassen mußte. Seine Frau pflegt den Gast, denn nur als Gast sieht man ihn, nur Gast kann er noch sein. Da erlebt er noch einmal die ganze Furchtbarkeit des Ringens um Douaumont, erlebt den Krieg. Dann findet er Frieden.

Das ist der Stoff, den Dwinger in seinem Roman „Wir suchen Deutschland“ und Sigmund Graß in seiner „Heimkehr des Mathias Bruck“ dramatisch ge-

⁵ „Rufe in das Reich“, Verlag Junge Generation, Berlin.

staltete, derselbe Stoff hier mit der Leidenschaft der Jugend zu einem erschütternden Erlebnis geformt. Das müssen wir uns überhaupt auch bei dem dramatischen Schaffen Möllers immer vor Augen halten, daß allen seinen Werken ein eigenes tiefes Erlebnis zugrunde liegt, auch wenn er einen geschichtlichen Stoff wie z. B. „Kothschild siegt bei Waterloo“ zum Vorwurf nimmt. Auch sein „Kothschild“ trägt die Note des eigenwilligen erfindungsstarken Dichters, in den wir uns hinein denken müssen, der diese Arbeit aber reichlich lohnt.

Als sein „Panamaskandal“ am 25. Oktober 1930 im Neuen Theater in Frankfurt a. M. uraufgeführt worden war, schrieb die „Berliner Börsenzeitung“: „E. W. Möller, der Autor des ‚Douaumont‘-Dramas, hat aufs neue die Probe eines starken Talentes gegeben. Sein ‚Panamaskandal‘ ist mehr als eine der üblich gewordenen historischen Reportagen, vom reden den Wachsfingernkabinett erfreulich abgehoben. Möller hat ein wirkliches Drama geschrieben.“ In diesem Panamaskandal, in der Tragödie Lesseps, beschäftigt den Dichter zum erstenmal das Thema Geld und Politik, eine Verbindung, die er in seinem „Kothschild“ später so bitter geißelt. Er sieht hier schon ganz klar, welche Korruption das Geld als Macht in den Händen materialistischer Menschen auszurichten vermag. Und er sieht, wie es Gemeinschaften zerschlägt.

In seinem Schauspiel „Kothschild siegt bei Waterloo“, das mit ungeheurem Erfolg über viele deutschen Bühnen ging, klingt dieses Thema wieder auf. Man glaubte, das Schauspiel damit erschöpfen zu können, daß man ihm einräumte, dem Verfasser sei es ausgezeichnet gelungen, die Anekdote, Kothschild habe durch seine abenteuerliche Fahrt über den Kanal nach der Schlacht bei Waterloo Millionen verdient, dramatisch zu gestalten.

Zunächst einmal hat Möller in dem Bankier Kothschild den uns aus der Vergangenheit zur Genüge bekannten skrupellosen raffefremden Geldmann auf die Bühne gestellt, dem es sich bei allem nur immer um den Gewinn dreht, und damit einer ganzen Zeitepoche ihren Spiegel vorgehalten. Dann aber, und das will uns als das Wesentliche gerade bei Möller erscheinen, wird der Dichter zum Warner, wenn er Kothschild am Ende des Schauspiels allein aufschreien läßt: „Mit seinen Millionen alleine!“ O'Pinnel sagt vorher: „Denn da ist die Geschichte zu Ende. Die Geschichte vom Bankier Kothschild, der ein reicher Mann ist, aber am Ende alleine mit seinen Millionen.“ Damit zeigt der Dichter die für einen Menschen schlimmste Strafe, durch sein Handeln an seinen Mitmenschen aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden.

In seiner „Insterburger Ordensfeier“⁶ klingt das Ringen des deutschen Ritterordens auf. In den Schlußworten des Soldaten liegt aber auch eine Mahnung an die Zeit, nicht zu vergessen, wenn er ihn sagen läßt:

„Zu Tausenden liegen wir unter den Fluren,
bei Tannenberg und in Masuren,
aber die Tausend, die gefallen,
leben nur immer fort in allen
ihren Kindern und Kindeskind,
die ihres Lebens Erneuerer sind.“

⁶ Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin.

Sein „Südender Weihnachtspiel“⁷ ist aber nur zu verstehen aus dem Erlebnis der Gemeinschaft.

Das wird uns um so deutlicher, wenn der Dichter im Nachwort zu seinem Spiel selbst sagt: „Dieses Weihnachtspiel entstand unmittelbar aus dem Erlebnis der neuen Volksgemeinschaft und dem Bedürfnis, den festen dieser Volksgemeinschaft eine eigne und würdige Gestalt zu geben, die den alten Anlaß mit einem neuen Geist verband.“

Dieser Geist liegt aber allen Werken Möllers zu-
⁷ Theaterverlag Albert Langen / Georg Müller, Berlin.

grunde, ob das nun sein „Luther oder die höllische Reise“ oder sein „Volk und König“ ist. Er will dem Volk etwas sagen, ihm etwas zurufen und wird damit zum Rufer. Seine Werke sind Bekenntnisse aus einem starken dichterischen Erlebnis, einem Erlebnis in der Gemeinschaft. Sie kommen vom Volk und wollen zum Volk.

Wenn Dichter sein in unserem Sinne heißt, Wohl und Wehe seines Volkes erfassen und gestalten, so ist E. W. Möller unter unseren Dichtern der Besten einer, auf dessen Wort wir hören.

Edwin Erich Dwinger

Von der volkhaftesten Aufgabe des Dichters.

(Aus dem Jahre 1923.)

Das deutsche Schrifttum geht an der Not dieses Jahrhunderts vorüber — kann es ein schlimmeres Zeichen für unsere innere Lauheit geben? Soll es uns wirklich gehen, wie es dem alten Rußland ging? Wie sagte mir ein junger Russe einst, in den schwersten Tagen unseres Rückzugs zwischen Weiß und Rot: „Nimm unsere Schriftsteller! Macht auch nur einer durch ein Werk den Versuch, die letzten Kräfte in heiliger Ekstase in uns aufzurütteln? Alle gehen weiter ihren belanglosen Ideen nach, ihren Privatschicksalen, Privatverbobhrheiten, Privatverliebtheiten — alles paradiert mit seinen kleinen Schmerzen, derweil die Flamme sich dem Pulverhaufen täglich nähert!“ Jahn sagte einmal: „Ein Volk kann aus der Asche seines Vaterlandes wieder aufleben, wenn seine heiligen Bücher gerettet werden!“ Aber wo sind unsere heiligen Bücher dieser Zeit, wo ist der Widerhall seiner Höhen, der seiner Tiefen? Zuldigt man immer noch der bourgeoisen Meinung, daß die Kunst einen vergessen lassen solle, solche Werke also nicht zur Kunst gehörten? Wurde nicht einmal aus dem Untergang des Sellenentums erkannt, daß schrankenlose individualistische Freiheit zum Zerfall führt? Gewiß sollen alle Wege des Dichters zur Menschheit führen, ihr Anfang aber muß wie einst und immer beim eigenen Volke liegen! Und wenn wirklich gelten sollte, daß den Dichter nur die Menschheit angeht — mündet das deutsche Schicksal nicht letzten Endes im Menschheitschicksal? Glaubt man vielleicht, das deutsche Volk mit seinen 70 Millionen könne sterben, ohne die ganze Welt mit seinem Leichnam zu vergiften? Somit ist Deutschlands Not der Welt Not, ist Deutschlands Rettung der Welt Rettung, ist Deutsch-

lands Not zu allgemeiner Erkenntnis zu bringen, im tiefsten Sinne auch Dienst an der Menschheit! Kann denn nicht jedem Volk einmal geschehen, daß die Sieger eines Krieges es in ihrer Unvernunft zerfleischen, daraus wiederum Gefahren für den ganzen Erdball steigen? Und fühlen diese Dichter bei ihrer vielgerühmten Internationalität nicht, daß Schande an einem Menschen dieser Erde Schande am Menschlichen an sich, darüber hinaus aber auch Schande am Göttlichen ist? Sie sind vor lauter Fortschritt international, aber die Internationalität des Leidens und der Ungerechtigkeit, des Hungers und der Gewalt fühlen sie nicht! Wie kann man aber nur im Guten, nicht auch im Schlechten international sein ... Oder ist der deutsche Internationalismus jener Art, daß er bei den andern Völkern nur das Gute, beim eigenen aber nur das Schlechte gewahrt? Wenn man die Menschheit will, muß man zur Menschheit sprechen, wenn eines ihrer Glieder vergewaltigt wird — was es auch sei, Volk oder einzelner. Denn es wird nicht eher Gerechtigkeit zwischen den Menschen geben, bevor es nicht Gerechtigkeit zwischen den Völkern gibt! Und jeder nimmt an seines Volkes Unterdrückung teil, der fremd und unbeteiligt zu ihr schweigt, obwohl er Stimme hat! Ach, sind das Dichter, die weinerlich ihr soziales Herz entdecken, wenn ein Kind hungert, ein Arbeiter ausgebeutet, ein Bauer unterdrückt wird, zum guten Teil demokratisch, zuweilen gar revolutionär sind, bei einem einzelnen nicht das geringste Leiden sehen, bei einer Klasse nicht die geringste Ungerechtigkeit ertragen können — aber blind auf beiden Augen, taub auf beiden Ohren sind, wenn ein ganzes Volk in ungeheurerlicher Weise unterdrückt wird, in Elend und Ausbeutung und Ungerechtigkeit verdirbt?

Altnordisches Schrifttum in der Schule.

Die kulturelle Überlegenheit, die der europäische Süden in der Geistesgeschichte des Abendlandes gezeigt hat, beruht in erster Linie auf dem Vorhandensein eines ausgeprägten und umfassenden Schrifttums. Ein Volk ohne Literatur verfällt der Vergessenheit und dem geistigen Untergange. Auf der Höhe ihres Schrifttums beruht die Führerrolle, die für Jahrhunderte, ja für Jahrtausende die Griechen und Römer für sich beanspruchen konnten. Es mußte sich für deutsches Geistesleben verhängnisvoll auswirken, daß nur langsam und unter heftigen Kämpfen der Durchbruch zum eigenen Besitz und die Loslösung von dem beherrschenden Erbe der Antike erfolgen konnte. Als Deutsche sind wir heute im Besitze eines umfassenden Schrifttums; aber es fehlt dem deutschen Bewußtsein die Einheit der literarischen Vergangenheit, es fehlt die Geschlossenheit der literarischen Linie, wie sie gerade die Geistesgeschichte der antiken Völker in so unnahelbarer Weise kennzeichnet. Es fehlt uns das literarische Erbe der altdeutschen Vergangenheit, das uns deutsches Wesen und deutsches Denken und Empfinden in so ursprünglicher und eigentümlicher Weise zeigt, wie wir es in der ältesten antiken Literatur zu sehen gewohnt sind. Um unseren Blick zu erweitern, sind wir darauf angewiesen, uns in der außerdeutschen germanischen Literatur umzusehen.

Der Schule fällt dabei eine besondere Aufgabe zu. Sie soll die geistigen Stoffe auswählen, die für eine gegebene Zeitlage die notwendigen und dem Alter und der Aufnahmefähigkeit der Jugend entsprechend sind. Will sie eine wirklich bildende Aufgabe erfüllen, so muß sie zu den Quellen selbst führen und den Zugang zu ihnen möglichst durch das Mittel der den Quellen eigentümlichen Ursprache erschließen. Beides ist im Wesen des altsprachlichen Unterrichts vorbildlich ausgebildet; aber die Bedürfnisse unserer Zeit werden dadurch nicht erschöpft. Wir wollen auch zu den Quellen unserer eigenen Vorgeschichte, unseres ursprünglich deutschen und germanischen Geisteslebens vordringen. Mit Recht hat man oft darauf hingewiesen, daß der Gebrauch von Übersetzungen nur einen mangelhaften Einblick in das antike Denken geben könne, daß also der Bestand des Gymnasiums mit dem Lesen der Quellen selbst stehe und falle. Ganz anders aber ist es mit den Quellen altgermanischen Geisteslebens. Hier können Übersetzungen einen weitgehenden Dienst erfüllen, ohne daß wir unbedingt sofort in die Ursprache selbst eindringen müssen. Das Problem liegt in der Gleichheit oder weitgehenden Entsprechung der Denk- und Sprachform; bei einer Sprache, die nicht nur in syntaktischer Beziehung, sondern auch in der Grundstruktur der sprachlichen Einzelformen eine innere Verwandtschaft mit der eigenen Muttersprache aufweist, können Übersetzungen in die deutsche Form doch ein wesentlich näheres Bild

des geistigen Ursprungs vermitteln — man denke z. B. nur an die Wucht des Stabreims auch in guten Übersetzungen —, als dies jemals bei einer Übersetzung aus einer anderssprachlichen, nicht germanischen Grundform möglich ist, etwa aus dem Lateinischen oder Griechischen oder dem Italienischen und Französischen. Fassen wir diesen Unterschied zwischen Übersetzungen aus nichtgermanischen und germanischen Nachbarsprachen ins Auge, so kommt uns die ganz besondere Bedeutung von Übersetzungen zu Bewußtsein, die altgermanische, außerdeutsche Quellen in möglichst getreuer Form wiedergeben. Sie können dann eine Ergänzung zu jedem deutschkundlichen Unterrichte, von der einfachen Volksschule bis hinauf zur Universität bilden, sofern sie nicht gar selbst als Ausgangspunkt des Unterrichts Verwendung finden oder eine Grundlage für eine später folgende, genaue sprachliche Unterweisung geben sollen.

Diese Erkenntnis von der Bedeutung alt- oder frühgermanischer Quellen für den Unterricht läßt uns die schmerzlich empfundene Lücke eigener umfassender altdeutscher Quellen in neuem Zusammenhange sehen. Es ist nun doch nicht unmöglich, auch mit Hilfe von Übersetzungen unsere Kenntnis altgermanischen Geisteslebens zu erweitern und dadurch auch für die Erschließung altdeutschen Lebens und Denkens wichtige Parallelen zu gewinnen. Entscheidend ist nur die Frage der Beschaffung und Auswahl der Quellen. Hier aber sind wir seit dem Erscheinen der Sammlung Thule, bei Eugen Diederichs in Jena¹, in der glücklichen Lage, die hervorragendsten Quellen altgermanisch-außerdeutschen Geistes zu besitzen, da wir nicht nur die Perlen altnordischer Dichtung, sondern auch die bedeutendsten Stücke altnordischer Prosa in ausgezeichneten Übersetzungen zur Verfügung haben. Sie vermitteln ein so umfassendes Bild altisländischen und damit auch altgermanischen Denkens und Lebens, daß es für die Erfordernisse der Schule selbst wieder notwendig ist, innerhalb dieser Sammlung eine Beschränkung und engere Auswahl zu treffen. In diesem altisländischen oder, wie man allgemein zu sagen pflegt, altnordischen Schrifttum finden wir die Quellen, die uns sonst bei jedem anderen germanischen Volke fehlen; sie haben ihren besonderen Reiz darin, daß sie verhältnismäßig spät aufgezeichnet sind — das Christentum wurde in Island offiziell im Jahre 1000 auf dem All-Thing eingeführt, und erst nach dieser Zeit bis ins 13. Jahrhundert erfolgten die wichtigsten schriftlichen Aufzeichnungen —, daß sie aber trotzdem in ursprünglicher, eigenartiger und eigenwilliger Weise an dem alten Erbe der Väter zäh festhalten und es in der Einsamkeit und Stille der isländischen Abgeschlossenheit mit Leidenschaft bewahren, mit der gleichen Zähigkeit, mit der auch die ersten isländischen Siebler

¹ Thule: Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Felix Genzmer. Eugen Diederichs, Jena.

um ihre neue Heimat kämpften, als sie vom Jahre 872 an, um der Gewaltherrschaft des Königs Harald Schönhaar in Norwegen zu entgehen, auf Island sich eine neue Heimat schufen.

Diese Sammlung Thule stellt eine unvergleichliche Leistung dar, die aber erst bei näherer Beschränkung für den Unterricht selbst volle Bedeutung gewinnen kann. Im folgenden kommt es uns darauf an, aus der Fülle der bis jetzt erschienenen 24 Bände die Bände herauszugreifen, die uns von besonderer Wichtigkeit für die Einführung in den Geist der Sammlung Thule und als Ergänzung des Unterrichtes besonders geeignet erscheinen. Als zentrale Bücher möchten wir die Bände 1 und 2 mit den Liedern der Edda, Band 20 mit der jüngeren Edda und Band 21 und 22 mit der Völsungasaga und Thidreks saga bezeichnen. In diesen Bänden ist ältestes Sagen- und mythologisches Kulturgut enthalten, während uns die übrigen Bände die Geschichte Norwegens und seiner Könige, Kämpfe und Fahrten aus der Wikingerzeit, die Besiedelung Islands und Grönlands schildern und dann vor allem in den großen Familienagas uns einen unmittelbaren Einblick in altnordisches und damit auch nordgermanisches Familienleben und Einzelleben geben.

Die beiden Bände, die in ihrer einfachen ungekünstelten Sprache und in ihrer Erzählform am unmittelbarsten zu uns sprechen, auch für das Verständnis der Schüler den schnellsten Zugang vermitteln, sind die Bände mit germanisch-deutscher Heldengeschichte, Band 21² mit der Völsungasaga und Band 22³ mit der Thidreks saga. In der isländischen Völsungasaga finden wir die Herkunft, Jugend und Kämpfe Sigurds (Siegfrieds), so wie wir sie in der dichterischen Umbildung und Weiterbildung Richard Wagners kennen, in der skandinavischen Thidreks saga aber Erzählungen über Dietrich von Bern als Rahmenerzählung und da hineingestreut die Erzählungen von Siegfrieds Leben und Tod, wie sie deutscher Spielmannstradition entsprachen und auf dem Wege über die Handelsstädte des Nordens bis nach Bergen gedungen waren und dort literarische Form gefunden hatten. In der Völsungasaga haben wir die letzte Weiterbildung deutschen Heldienstoffes, wie ihn isländisch-nordisches Empfinden verinnerlicht und mythologisch vertieft hat, in der Thidreks saga aber das Gegenstück in äußerlicher, oft platter Auffassung, aber wertvoll als Niederschlag einer Vorstufe des späteren deutschen Nibelungenliedes. Nehmen wir die Völsungasaga als Hauptquelle für Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ und die Thidreks saga als literarische Vorstufe unseres Nibelungenliedes, so ergibt sich ohne weiteres die Bedeutung, welche diese beiden Bände als Ergänzung zu jedem weitergreifenden literaturgeschichtlichen Unterrichte haben. Sie ordnen sich in eine Linie ein bis zu den neuesten Um- und Nachdichtungen des letzten Jahrhunderts, bis zu Richard Wagner und Friedrich Hebbel. Neben diese beiden Bände ist ein weiterer gleich bedeutungsvoller Profaband zu stellen, Band 20⁴, die

² Thule, Band 21: Isländische Heldenromane. Übertragen von Paul Herrmann, Jena, 1923.

³ Thule, Band 22: Die Geschichte Thidreks von Bern. Übertragen von Jine Erichsen, Jena, 1924.

⁴ Thule, Band 20: Die jüngere Edda. Übertragen von Gustav Neckel und Felix Genzmer, Jena, 1925.

sogenannte „jüngere Edda“, das Werk des größten isländischen Gelehrten und Schriftstellers, des Verfassers auch des norwegischen Königsbuches, Heimskringla, Snorri Sturluson, der in dem Bestreben, Island aus seiner politischen Isolierung zu befreien und es wieder mit dem norwegischen Mutterlande zu vereinigen, im Jahre 1241 Opfer eines Mordanschlags wurde. So auffallend auch hier für uns die späte Aufzeichnung des Stoffes ist, so viel ursprünglich heldisch-mythologisches Kulturgut ist uns doch in ihm erhalten und macht die jüngere Edda zu einer ganz hervorragenden Quelle besonders der nordisch-germanisch-mythologischen Forschung. Die jüngere Edda ist ein Skaldenlehrbuch, also bestimmt für die Unterweisung und Anleitung junger Dichter. Für den Sänger des Nordens aber war die genaue Kenntnis der alten Göttermymen und Heldenlieder erste Voraussetzung. Snorri Sturluson verband in seinem Lehrbuch das formale und das stoffliche Moment: neben der Einführung in die Eigenart skaldischer Dichtweise (Umschreibungen, Kenningar) gab er zugleich anhand kleiner erläuternder Einzelerzählungen eine ausführliche Einführung in die germanische Mythologie, wie sie uns in dieser Eindringlichkeit und liebevollen Ausmalung sonst nirgends erhalten ist. Es ist keine bessere Grundlage für die Kenntnis germanischer Mythologie zu denken als Snorris Werk. Unübertroffen ist im ersten Teile seines Werkes, dem sogenannten Gylfaginning (Gylfis Betörung), die Schilderung von der Erdschöpfung und dem Ragnarök, dem Weltuntergang, der „Götterdämmerung“.

Die jüngere Edda ist ebenso wie Völsungasaga und Thidreks saga ein Prosawerk; darin liegt ihre besondere Verwendbarkeit als Ergänzung zu jedem deutschkundlichen Unterrichte. Ihre Krönung und ihren dichterischen Ursprung aber haben beide in den Liedern der Edda, den Götterliedern wie Heldenliedern, die in der Sammlung Thule in Band 1 und 2⁵ übersetzt sind. Diese Lieder der Edda bilden das wertvollste Kulturgut, das uns im altnordischen Schrifttum überliefert ist. Es sind altgermanische und altdeutsche Götter- und Heldenlieder, wie sie in isländischer Auffassung Vertiefung und auch Erweiterung erfahren haben. Da diese Lieder aber kein einheitliches Gepräge haben und von verschiedenen Dichtern und aus verschiedenen Zeitstufen herstammen, so kann bei ihrer Auswahl und Zusammenstellung entweder der inhaltlich-stoffliche oder der zeitlich-genetische Gesichtspunkt maßgebend sein. Diesen letzteren — wissenschaftlichen — haben die Herausgeber, Felix Genzmer und Andreas Heusler, zugrundegelegt, leider dadurch aber die Übersichtlichkeit nach der inhaltlichen Seite hin gestört, da die Lieder nicht in der für den unbefangenen Leser inhaltlich notwendigen Reihenfolge aufeinander folgen. So vorzüglich auch die sprachlichen Übertragungen sind, so ist doch einer Ausgabe, die den rein stofflichen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt, der didaktische Vorzug zu geben; Gustav Neckel, der Übersetzer auch

⁵ Thule, Band 1: Edda, Heldendichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler, Jena, 1933.

Thule, Band 2: Edda, Götterdichtung und Spruchdichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler, Jena, 1920.

der jüngeren Edda, ist diesen Weg gegangen, indem er an der Simrock'schen Übersetzung der Edda festhielt und sie in der deutschen Buchgemeinschaft 1927 neu herausgegeben hat. Diese Simrock'sche Übersetzung befolgt die stofflich-inhaltliche Anordnung; in seinen Erläuterungen hat ihr Neckel einen vortrefflich in die Grundgedanken der Edda einführenden Text beigegeben. Es ist also wünschenswert, neben die Thule-Ausgabe der Eddalieder eine andere, inhaltlich gruppierte Ausgabe, etwa die Simrock'sche, zu halten; für den Anfänger wirkt die Thule-Ausgabe sonst verwirrend. Auch die Zerlegung der Eddalieder in zwei Bände, im Gegensatz zu dem einen Bande der Simrock'schen Ausgabe, wirkt zerstreudend, nicht bindend.

Aus den bisherigen Ausführungen geht wohl zur Genüge hervor, daß es zur Einführung der Thulebände empfehlenswert sein dürfte, nicht mit den Bänden der Lieder-Edda selbst zu beginnen, sondern mit den Prosa-bänden, sowohl der Völsungasaga wie der Thidrefs-saga und der jüngeren Edda. Erst nach dieser Unterbauung können die Einzellieder sowohl mythologischen wie heldischen Inhalts einem richtigen Verständnis zugeführt und kann ihr inhaltlicher Wert voll ausgeschöpft werden, während sonst zu befürchten ist, daß die knappe, aufwühlende Sprache der Lieder nicht verstanden oder durch allzu große sprachliche und sachliche Interpretation ihres feinen Reizes und ihrer nachhaltigen Wirkung beraubt werde.

Noch ein Wort zur sprachlichen Form selbst. Wir sahen bei unserer einleitenden Betrachtung, daß ein letztes Verständnis einer Quelle nur bei wirklichem sprachlichen Eindringen, d. h. bei der Lektüre in der ursprünglichen Dicht- und Schreibsprache selbst erzielt werden kann. Wir machten im Gegensatz zu dem antiken Schrifttum die Einschränkung, daß bei germanischen Dichtwerken auch die Übersetzung einen weitgehenden Dienst erweisen könne aus der inneren Verwandtschaft von Sprach- und Denkform. Trotzdem

bleibt auch hier in der letzten dichterischen Feinheit jede Übersetzung nur bloße Nachbildung; um die Ursprünglichkeit der Dicht- und Denkform selbst zu verspüren, ist auch im germanischen Bereiche das Vordringen zu der Ursprungssprache selbst das Ideal, in unserem Falle also zur Kenntnis der altisländischen oder altnordischen Sprache. In ihr allein enthüllt sich erst die letzte Feinheit und Tiefe, sie ist für wissenschaftliches Eindringen unbedingte Voraussetzung. Aber auch ohne die sprachliche genaue Kenntnis, die jenseits der Höheren Schule vielleicht erst der Universität vorbehalten bleiben muß, geben uns die Übersetzungen ein lebendiges wirklichkeitsnahes Bild altgermanischen und damit in entsprechender Übertragung auch altdeutschen Denkens und Wollens; Sache des Lehrenden ist es, diese Wirklichkeit erst in sich zum Entstehen und zum Klingen zu bringen, um sie dann um so lebendiger der jungen Generation weiter vermitteln zu können.

Zur sprachlichen Orientierung und als Anregung zu weiterer Beschäftigung mit den altnordischen Quellen seien noch die textkritischen altnordischen Ausgaben genannt:

1. Edda. Die Lieder des Codex Regius nebst verwandten Denkmälern. Herausgegeben von Gustav Neckel, Heidelberg, 1914.
2. Snorri Sturluson Edda². Herausgegeben von Finur Jónsson, Kopenhagen, 1926.
3. Völsungasaga². Herausgegeben von Wilhelm Ranisch, Berlin, 1908.
4. Didriks Saga af Bern. Herausgegeben von S. Bertelsen, Kopenhagen, 1905—1911.

Zur ersten Einführung in das Altnordische geeignet ist das Bändchen „Eddalieder“ aus Sammlung Götschen von Dr. Wilhelm Ranisch; maßgebend für jedes weitere sprachliche Eindringen ist das „Altisländische Elementarbuch“ von Andreas Zeuzler, Heidelberg, 1921.

Otto Uebel Die Runen.

In dem Werk: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ sagt Gust. Kossinna: „Die Erfindung unserer Schrift schreibt man gemeinhin immer noch dem sogenannten Kulturvolk der Phönizier zu, einem Volke, das tatsächlich nicht die geringste Kulturschöpfung sein eigen nennen darf, sondern nur während ganzer zwei Jahrhunderte, nämlich vom 8. bis 10. Jahrhundert, also gerade in der Zeit der Entstehung der homerischen Gedichte, eine beherrschende Stellung im Schiffsverkehr und Seehandel des Mittelmeeres, nicht aber über dessen Grenzen hinaus, eingenommen hat ... Die Erfindung unserer Schrift ist eine Kulturtat von so unermesslicher Tragweite, daß die Phönizier allerdings stolz darauf

hätten sein können, wenn sie ihr Werk gewesen wäre. Diese Sage, gegen die man schon im Altertum, besonders auf Kreta, entschieden ankämpfte, hat sich neuerdings als eine der schlimmsten Geschichtslügen entpuppt, die wir kennen.“

Da die Griechen von den Phöniziern orientalische Kunstgewerbezeugnisse übermittelt bekamen, so sahen sie wohl auch in diesen die Erfinder der Schrift und übernahmen von ihnen vermutlich auch die phönizische Reihenfolge der Buchstaben, so wie sie in der Hauptsache noch unserm Alphabet zugrunde liegt. Unter dem Einfluß des andern semitischen Volkes, das in der Weltgeschichte eine ganz besondere Rolle spielen sollte, der Juden, deren Anschauungen durch das Alte Testa-

ment auch die Grundlage des christlichen Weltbildes wurde, wurde die phönizische Legende im christlichen Abendland erst recht als Wahrheit genommen.

Nun hat schon vor Jahrzehnten S. Schneider nachgewiesen, daß die Phönizier ihre Schrift — wahrscheinlich durch Vermittlung der vom Westen gekommenen, nichtsemitischen Philister — von den Kretern entlehnt haben, deren Linearchrift Sinnbilder eines dem urnordischen Naturmythos ähnlichen Glaubens an einen sieghaft aufsteigenden, tragisch sterbenden und wieder auferstehenden Sonnengott darstellen; diese kretische Schrift des 2. Jahrtausends v. Jw. ihrerseits geht aber ebenso wie die ihr ähnliche altgriechische und kyprische Schrift und einige prädynastische Hieroglyphen auf eine frühjungsteinzeitliche westiberische Linearzeichenschrift spätestens des 4. Jahrtausends zurück, der Flinders Petrie und G. Wilke denselben Charakter einer religiösen Sinnbilderschrift zuschreiben; auf diese steinzeitliche westeuropäische Schrift führt K. v. Lichtenberg auch die Runen zurück, da diese mit ersterer sowohl in der Form wie in ihrer ursprünglichen Sinngebung übereinstimmen. Piette und neuerdings S. Wirth nehmen sogar einen Zusammenhang mit den Inschriften von La Madeleine und Gourdon an, womit wir in die Altsteinzeit, d. h. noch weitere 6 bis 8000 Jahre im Alter der europäischen Urschrift kämen; auch in diesen Inschriften sehen beide Sonnensinnbilder bzw. Zeichen des Sonnenjahrlaufes.

Infolge der bisherigen süd-östlichen Orientierung der Wissenschaft — mancher sieht noch heute durch seine römisch, griechisch oder orientalistisch gefärbte Brille — kam man naturgemäß auch zu der Behauptung, daß die germanischen Runen aus einer der antiken Schriften abgeleitet sein müßten, obwohl auch hier sowohl das Zeugnis des Tacitus wie das des Erzbischofs Olav Store von Upsala entgegenstand, der behauptete, daß die nordischen Völker lange vor der Erfindung — gemeint ist wohl: Einführung — der lateinischen Buchstaben ihre eigene Schrift gehabt hätten.

Aber wie man das Zeugnis der Kreter „übersehen“ hatte, so „übersah“ man auch die Zeugnisse des Tacitus und des schwedischen Bischofs hinsichtlich der germanischen Runen.

Wie sieht es nun mit den Runen und ihrer Herkunft? Bei der Lage der Dinge und besonders bei dem Umstand, daß die frühen germanischen Runen offenbar — alter Vorchrift gemäß — in der Hauptsache auf Holz geritzt waren und so einer natürlichen Zerstörung anheimfielen, ist es nicht leicht, darauf eine Antwort zu geben.

In der „Germania“ berichtet Tacitus, daß die Germanen Zeichen auf Buchenstäbe — daher das Wort „Buch“ und „Buchstabe“ — ritzen (im Englischen heißt „schreiben“ to write = ritzen) und die ausgestreuten Stäbchen auflafen, um nach den Zeichen den Willen der Gottheit zu deuten; noch heute hat das Wort „lesen“ den doppelten Sinn von „auslesen“ und „Buchstabenlesen“, und das englische Wort für „lesen“: to read heißt eigentlich „raten“. Aus dem Zeugnis des Tacitus geht hervor, daß diese Zeichen sinnbildliche Zeichen des religiösen Kultes, also Kultsymbolische Zeichen waren; ob der Priester den „Buchstaben“ zum

Hauptstab einer von ihm zu dachtenden Langzeile machte, wie A. Zeuser annimmt, also ähnlich wie der griechische Priester aus den dunklen Worten der Pythia sinnvolle Sätze bildete oder, wie ich annehmen möchte, das Zeichen ohne weiteres den Sinn eines religiösen Spruches hatte, kann nicht einwandfrei entschieden werden. Im Norden wurden diese Zeichen „Runar“ genannt (vgl. althochdeutsch „runa“ = „geheimes Wissen“ und noch heute „raunen“ sowie das griechische „ereunan“ = „den Rat der Götter erforschen“). Daß die Runen außer zu gottesdienstlichen Zwecken auch der Zauberei dienten, wie man bisher meist nur annahm, ist uns sowohl durch Tacitus wie durch die nordischen Runenstrophen bezeugt; das ist um so mehr anzunehmen, als auch andere religiöse Sinnbilder, so auch das christliche Kreuz, besonders im Mittelalter, zur Abwehr von Zauberei, zur Vertreibung böser Geister, benutzt wurden.

Erhalten sind uns Runen auf einer Reihe von Denkmälern aus Stein, Holz und in Handschriften — wie man bislang annahm und auch meist noch liest, seit dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Jw.; aber schon 1924 fand man in Kärnten eine Knochenahle mit sechs germanischen Runen, die in das 2. vorchristliche Jahrhundert zu setzen ist (über den Stein von Kaarstadt siehe unten!). Schon aus dem Umstand, daß uns Runen aus vorchristlicher Zeit erhalten sind, geht hervor, daß es sich nicht um eine Entlehnung aus dem griechisch-lateinischen Alphabet handeln kann. Nun stimmt aber ein Teil der Runen, in der Form, nicht immer in Lautwert, mit antiken Buchstaben überein, nur vermeiden die Runen, besonders die in Holz geritzten, die Rundungen, was man in der Annahme der Entlehnung auf die Vermeidung des Splitters beim Einritzen in Holz zurückführte. Eine Reihe von Zeichen aber, die ebenfalls zum germanischen Runenalphabet gehören, aber nicht im griechisch-lateinischen Alphabet vorkommen, sind dagegen in ältesten Mittelmeerschriften belegt. So ist der Schluß zwingend, daß sowohl die Runen wie die antiken Schriften auf eine europäische Urschrift zurückgehen müssen. Hier zeigt sich deutlich, daß das Dogma vom Licht aus dem Osten falsch ist. Die Runen stellen eine zwar späte, aber mit den südlichen Schriften, auch der ägyptischen Bilderschrift, verglichen entwicklungsgeschichtlich frühere Stufe einer aus dem Westen oder Nordwesten Europas stammenden Urschrift dar, einer Schrift, deren Zeichen offenbar den Sonnenjahreslauf sinnbildlich darstellten und kultische Bedeutung im Sinne der Verehrung einer geistig aufgefaßten Gottheit hatten. Es waren also heilige („sakrale“) Zeichen; das Sonnenrad, das Hakenkreuz, das christliche Kreuz, der „Bischofsstab“, der Dreizack, die Siegrune u. a. sind die noch heute bekanntesten Zeichen dieser ureuropäischen „heiligen Schrift“, die als geistige (abstrakte) Sinnzeichenschrift weit über der späteren Naturformen nachzeichnenden ägyptischen Bilderschrift stand; letztere, die angeblich älteste Schrift, wurde bezeichnenderweise von den Griechen „Hieroglyphen“ (= heilige Kerbzeichen) genannt.

Daß einige Zeichen, die wir in der Runenschrift wiederfinden, bereits als ureuropäisch belegt sind, ist oben gesagt worden.

Von diesen Zeichen sind aber auch einwandfrei in der germanischen Bronzezeit, und zwar in den Felsritzungen von Tanum, belegt: so die „Mann“-Rune Ψ , die „Tyr“-Rune Υ , die Jahres-Rune Φ , die Grab-Rune χ , die „Lebens“-Rune \ast oder \times .

Alle diese Zeichen lassen sich nur als „kultsymbolische“, religiös-sinnbildliche Zeichen, im Sinne der Verehrung einer im Sonnenjahreslauf sich offenbarenden Gottheit erklären.

Weitere alte Zeichen sind das „Ur“-Zeichen Π , das in Verbindung mit der Λ -Rune als winterjohmwendliches Zeichen $\Lambda\Pi$ in der Felsengrotte der Ertensleine festgestellt wurde, dann das letzte Zeichen des Futhark, die „Lebens“- oder „Odal“-Rune Ω , auch „Schlange“ genannt, dies Zeichen finden wir zusammen mit der Grabrunen wieder in Orchomenos in Altgriechenland als „Lebenszeichen“ in der Hand der ägyptischen Könige und als christliches Zeichen, ebenso wie das „Christogramm“ XP aus der alten Doppelrunen χ und ρ hervorgegangen ist, wie das deutlich noch an den niederdeutschen Hausmarken zu sehen ist. Aus dem χ -Zeichen, das am Ende des Futhark steht, entwickelte sich das griechische Ω , das auffälligerweise auch am Schluß des Alphabets steht.

Das bekannteste Runen„alphabet“ ist uns auf der Goldblechmünze („Brakteat“) von Vadstena überliefert, die aus dem 4. Jahrhundert n. Z. stammt. Nach den ersten sechs Buchstaben nennen wir die Runenreihe „Futhark“, die auf dem Stein von Kylver als „heilige Reihe“ bezeichnet wird.

Nun hätte schon die Reihenfolge der Buchstaben, die von der griechisch-lateinischen völlig verschieden ist, in den ältesten Runendenkmälern aber immer wiederkehrt, die Anhänger der Entlehnungstheorie stutzig machen müssen; hinzu kommt die ebenfalls in den antiken Schriften nicht zu erklärende Einteilung des Futhark in drei „Geschlechter“ (zu je acht Buchstaben), die später dem 1., 9. und 17. Buchstaben entsprechend, ursprünglich vielleicht auch nach den Göttern die Namen „Freyr“, „Sagals“ und „Tyr“ erhalten. Daß die Zeichen noch in den späten nordischen und angelsächsischen Runenliedern sinndeutende Namen haben, ist ebenfalls ohne Beispiel in irgendeiner andern Schrift.

Während die späten antiken Schriften nur noch rechtsläufig sind, ist die Runenschrift rechts- und links- sowie furchenläufig, was vielleicht aus der als ursprünglich anzunehmenden Kreisläufigkeit, dem Jahreslaufkreis entsprechend, zu erklären ist; die mittelalterlichen Kerbscheibenkalender mit Runenzeichen weisen vielleicht noch daraufhin.

Wir hatten oben als ältesten Beleg die Kärtner Knochenahle kennengelernt.

Nun ist aber neuerdings in Norwegen, bei Raarstad am Nordfjord, ein Stein gefunden worden, der, wie die Felsritzungen von Bohuslän, die aus dem 2. Jahrtausend v. Z. stammen, Schiffsbilder zeigt, ein Hakenkreuz und eine Runeninschrift, deren Schrift- und Sprachform spätestens in die Zeit um 1000 v. Z. anzusetzen ist, wie Gustav Neckel gezeigt hat. Damit entfällt aber nicht nur jede Annahme einer Entlehnung aus dem Süden, auch die Annahme des Schweden Marstrand, die Runen seien aus dem Feltischen abzuleiten, ist damit hinfällig, abgesehen davon, daß ihm

auch in der formalen Ableitung eine schlüssige Lösung nicht gelang. So bleibt, auch von hier aus gesehen, nur die Annahme eines Zurückgehens sowohl der Runen wie der andern Linearchriften auf eine europäische Urschrift runischen Gepräges.

Wo sind nun diese „Urrunen“ entstanden? Nicht im Süden, wo die Sonne das ganze Jahr hindurch über den Himmel wandert, aber nicht nur Leben erzeugt, sondern auch in dörrender Gluthitze vernichtet, nur im höchsten Norden, nur da, wo die Sonne ein halbes Jahr im winterlichen, todesähnlichen Schlaf liegt, konnte die Vorstellung von der Wiedergeburt der lebenspendenden Sonne entstehen; nur aus dem Erlebnis der sterbenden und wieder auferstehenden Sonne im hohen Norden läßt sich die Sonnenverehrung, lassen sich die Sonnenmythen ursprünglich erklären. Dort nur konnte zur Zeit der „heiligen zwölf Nächte“ („zuo den wihen nahten“ = Weihnachten), in der Zeit „zwischen den Jahren“, wie es noch im Volksmund heißt, das Fest der Wiedergeburt der Sonne, des in der Mittwinternacht geborenen Gottes, dem Naturgeschehen entsprechend, sinnvoll begangen werden; die entsprechende Rune ist die „Mann“-Rune Ψ , der aufsteigende Jahres- oder Lebensbaum, der mit der Sonne emporwächst und seine Arme emporreckt. Aus ihm ist auch das Sinnbild des Weltenbaumes, die Esche Yggdrasil der Edda, die Irminful der alten Sachsen, entstanden. Zur Mittsommerzeit aber wendet sich der Sonne Lauf: der Gott stirbt; wir haben das Zeichen, das den sterbenden, den sich opfernden, den in die Winter- und Todesnacht zur Höl — christlich zur Hölle — hinabfahrenden Gott darstellt, wie wir das noch in den Eddaliedern erkennen können. Daß die Sonne selbst im Zeichen des Rades, des Radkreuzes oder Ringes verehrt wurde, ist nicht nur bildlich, von den Felsritzungen von Bohuslän an bis zu den Spangen und Nadeln der fränkischen Zeit, sondern auch sprachlich belegt: in dem Wort „Jul“ für „Weihnachten“ steckt noch das alte Wort für „Rad“ (altnordisch „hiol“, angelsächsisch „hweol“, neuenglisch „wheel“); die Isländer nennen noch heute den Thingkreis „Sonnenring“.

Mit der Frage der Entstehung der Runen, bzw. der „Urrunen“, waren wir auf das schwierigste und umstrittenste Gebiet der Schriftforschung gekommen. Wenn man auch S. Wirth, der den kühnsten Lösungsversuch unternahm, besonders in der Ausdeutung der Zeichen nicht immer folgen kann, so ist doch vieles, was er in seinen Werken, die schon als umfassende Sammlung der urzeitlichen Inschriften wissenschaftlichen Wert haben, bringt, kein bloßes Hirngespinnst, sondern durch Belege bezeugt. Das beweisen allein schon die Erklärungen der altnordischen und angelsächsischen Runenstrophen, aus denen hervorgeht, daß die Runenzeichen göttliche Sinnbilder waren. So heißt es im altnordischen Runenlied:

„F (Gott) ist der Anfang jeglicher Sprache,
Der Weisheit Stütze und der Klugen Trost,
Und der Menschen jedem Lust und Zuversicht.“

oder:

„A (Gott) ist der alte Schöpfer
Und Asgards König
und Walhalls Fürst.“

ebenda:

„Y (Mensch) ist der Menschen Freude
und der Erde Vermehrer
und des Schiffes Schmücker.“

Von der T oder Y Rune, der Rune des sterbenden Gottes, heißt es im angelsächsischen Runenlied:

„Tyr ist verhaßt jedem Manne,
Wenn unaufhaltsam das Fleisch beginnt
Als Leiche zu erkalten.“

Die alte Schwurformel lautete:

„bei der südlich gesenkten Sonne,
bei Sigtyrs Bergen
und bei Ulls Ring.“

Der Eidring war noch lange im Gebrauch, und daß wir noch heute mit drei Fingern einer Hand schwören, geht auf die Vorstellung vom einhändigen Gott, der nur drei Finger hatte, wie er auf den Felsenritzungen von Bohuslän zu sehen ist, zurück.

Wir sehen: die Runen waren ursprünglich Zeichen, die mehr als Buchstaben im heutigen Sinne waren; es waren religiöse Sinnbilder. In einem späteren Zeitabschnitt — und hier ist wohl der Einfluß des lateinischen Schriftgebrauchs von Bedeutung gewesen — erscheinen sie als weltliche Schriftzeichen, wobei jedoch zu beachten ist, daß sicher eine ganze Zeit lang beide Arten nebeneinander hergehen. Vom 2. Jahrhundert n. Z. ab bis hoch ins Mittelalter hinein haben wir, insbesondere in Nordgermanien, Inschriften, auf denen die Runen im wesentlichen als Buchstaben im heutigen Sinne erscheinen.

Aber selbst diese späten nordischen Runensteine sind uns einzigartige Denkmäler altgermanischer Eigenkultur; in ihren Ziermustern sind sie zugleich Zeugen

einer nordischen Kunst, der der Süden nichts Gleichartiges gegenüberzustellen hat. Von den Runen selbst aber sagt Andreas Heusler: „Sie sind die unmittelbarsten Urkunden altgermanischen Lebens, da hier keine geistliche Schreiberhand wie bei allen andern schriftlichen Denkmälern vermittelte.“

Mit dem Vordringen des Christentums und der lateinischen Sprache und Schrift war, wie für alle art-eigene, „heidnisch“ germanische Kultur, auch für die Runenschrift das Ende gekommen; nur im Norden, wo der Bekehrungseifer — von Ausnahmen wie der Olavs des Heiligen abgesehen — nicht solche brutale Formen annahm wie bei uns unter Bonifazius und Kaiser Karl, und wo auch die Runenübung offenbar viel mehr im Schwange war, hat sich die Runenschrift bis in die Neuzeit erhalten. Doch als Hausmarken und Steinmezzeichen lebten sie, oft umgeformt, zusammen mit dem Sonnenrad und anderen religiösen Sinnbildern auch bei uns fröhlich weiter, besonders auf dem Lande bei den überlieferungstreuen Bauern. So schnitzte noch im 19. Jahrhundert der Bauer im Odenwald — wie zur Zeit des Tacitus — seine runischen Hausmarken in den Artstiel, in den Pflug und in das ihm durchs Los zugefallene Holz; auf dem Gemeinschaftsbrunnen von Neckarkatzenbach und Guttenbach sind diese Hausmarken, die zum Teil noch genau die alten Runenform zeigen, in Stein gehauen.

Was von den Religionen und Kulturen überdauernden Sinnbildern gesagt werden kann, gilt von der Weltgeschichte, in der der nordische Mensch führend gewesen ist und noch ist, überhaupt: sein Blut- und Geisteserbe überdauerte die Weltreiche des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit; seine Weltanschauung, das Leben in Verbundenheit mit dem All, mit der Gottheit zu sehen, lebt noch heute für uns Deutsche unter dem uralten, nun wieder erstandenen heiligen Sonnenzeichen des Hakenkreuzes.

Zur Geographie von Baden.

Beschreibungen zu der amtlichen topographischen Karte.

Die vom Badischen Finanz- und Wirtschaftsministerium, Abteilung für Topographie in Karlsruhe bearbeitete amtliche topographische Karte von Baden im Maßstab 1 : 25 000 erscheint in 170 Blättern, wovon jährlich etwa 10 bis 14 Blätter unter Ergänzung auf den neuesten Stand in Stein- und Druck herausgegeben werden. Es ist beabsichtigt, für Kartenfreunde, Behörden und Schulen über diese Neuerscheinungen jährlich einige kurze Besprechungen seitens des Geographischen Instituts der Universität Heidelberg sowie der Ministerialabteilung für Topographie zu bringen. Wir beginnen diese Artikel-

serie mit dem im Jahre 1934 neu bearbeiteten topographischen Blatt Nr. 83 „Peterstal“.

1. Blatt Bad Peterstal.

Das Blatt versetzt den Betrachter in eine der interessantesten Gegenden des Schwarzwaldes, in das Gebiet der oberen Rench und ihrer Wasserscheide gegen die Murg. Im Norden reicht es vom Hauskopf über den Buhlbachsee auf die Kniebisflähe, im Westen fällt Oppenau noch gerade in das Kartenbild herein, im Süden schneidet es mit dem Großen Zundskopf, im Osten mit dem Kreuzkopf, östlich Bad Rippoldsau ab.

Schon der erste Blick auf die Karte läßt zwei ganz verschiedene Landschaftstypen erkennen. Im Westen die kuppige, unruhige, von der Rench und ihren zahlreichen Seitenbächen zerschnittene Grundgebirgslandschaft, im Osten die weit ruhigeren, flacheren, weniger zertalten Formen des Buntsandstein-Deckgebirges. Zwischen beiden bildet die überall scharf ausgeprägte Buntsandsteinstufe die Grenze. Dieser Unterschied ist so deutlich, daß man auch ohne geologische Karte den Höhenzug Großer Zundkopf — Hermersberg — St. Ursula, den Überskopf und den Braunberg als Reste der einst den ganzen Schwarzwald überziehenden Buntsandsteindecke erkennt.

Dieser Gegensatz prägt sich nun auch in allen anderen Einzelheiten der Landschaft aus. Der Buntsandstein trägt überall ein geschlossenes Nadelwaldkleid, das nur auf der eigentlichen Kniebisfläche durch einen breiten, anmoorigen und heideartigen Streifen unterbrochen wird. Man erinnert sich an die flechtenbehangenen, von Wind- und Schneelasten zerstaubten und verbogenen Baumgestalten auf der rauhen Höhe. Hier fand die alte Grenze zwischen Württemberg und Baden ihren natürlichen Anhalt. Die Besiedlung meidet diese unfruchtbaren Höhen weitgehend, nur vereinzelt ducken sich Höfe in den Schutz der wenigen Täler, und auch bei ihnen deuten zuweilen schon die Orts- und Flurnamen an, daß weniger der Ackerbau, als Vieh- und Waldwirtschaft sie ermöglichen. Andererseits stünde nicht gerade hier manches weithin bekannte Gasthaus oder Sanatorium, wenn die Landschaft nichts zu bieten hätte. Die würzige Waldluft und die tiefe Stille fernab vom großen Verkehr locken manchen Ruhebedürftigen hierher. Aber auch der rüstige Wanderer kommt auf seine Kosten. Gibt es etwas Schöneres, als wenn man nach stundenlangem Marsch über die flachwellige Hochfläche, nach weiten Ausblicken über die endlosen Waldwogen des Schwarzwaldes plötzlich wie gebannt vor einem der Karseen steht! Steil wie ein ungeheurer Trichter fallen in fast geschlossenem Kreis die Wände hinunter. 100, 200 Meter. Von unten blinkt unberührt der Seespiegel herauf, darüber hinweg senken sich die Blicke in ein steil und geradabhängig eingeschnittenes Tal, und rundherum kein Laut als das Rauschen der Fichten und Bäche.

Ganz anders die westliche Hälfte. Hier arbeiten die Flüsse seit langer Zeit im schwer durchlässigen Grundgebirge, und unter der Buntsandsteinstufe fließen ihnen zahllose Quellen zu. Hier konnte sich eine reich gegliederte Talandschaft entfalten. Auf dem fruchtbareren Boden herrschen hier bei niedrigerer Lage des ganzen Geländes Laubwälder vor, und zwar so durchgehend, daß man mit ziemlicher Sicherheit allein nach ihrem Vorkommen die geologische Grenze ziehen kann. Auch der Besiedlung sind bessere Bedingungen geboten. Wenn sie sich zwar hier auch nur beschränkt ausbreiten kann, vor allem auf Talsporen, flacheren Gehängestücken, im Schutz der Quellmulden, so ziehen doch in einem schmalen und oft unterbrochenen Streifen Höfe und lockere Dörfer mit ihren Fluren die Täler hinauf. Die Höhen selbst werden aber auch hier gemieden, sie verbleiben für alle Zeiten dem Wald, der also auch hier das Landschaftsbild völlig beherrscht. Und auch die heutige Siedlungsdichte wäre nicht ohne

den einen oder anderen, auch aus der Karte erkennbaren Nebenerwerb möglich (Steinbruchbetrieb, z. B. an der Porphyrykuppe des Zauskopfes; Fremdenverkehr usw.).

Anregend ist der Vergleich einer früheren Auflage (1885) mit der vorliegenden (1932), bei der ein im Jahre 1919 in einheitlich deutschen Kartenzeichen älterer Art größtenteils fertiggestellter Neustich vervollständigt wurde. Gab das alte Blatt in geradezu klassischer Einfachheit und Plastik die Geländeformen wieder, fast ausnahmslos durch Höhenlinien (10 Meter Abstand) und nur an wenigen Stellen die Steilhänge durch Strichzeichnung hervorhebend, gab eine nicht differenzierte Waldsignatur dem ganzen Bild noch mehr den Charakter der Großräumigkeit aller Erscheinungen, so überrascht unser Kartenbild durch die Fülle der Neueintragungen. Sie sind auf Grund einer örtlichen Erkundung um das Vielfache vermehrt! In flacherem Gelände sind Silfschichtlinien bis zu 1,25 Meter eingetragen, auch die Geländezeichnung selbst ist im einzelnen feiner durchgeführt (vgl. z. B. die Darstellung des Zauskopfes). Überaus zahlreiche Höhenkoten sind neu eingetragen worden. Drei verschiedene Waldsignaturen lassen die Vegetationsunterschiede erkennen. Zahlreiche Namen findet man hier zum erstenmal verzeichnet. Auch für die Siedlungsflächen ist die Legende erheblich erweitert. Daß ein so grundsätzlich neu bearbeitetes Kartenblatt auch die seither eingetretenen Veränderungen (Bahn- und Straßenbau, neue Wege, sehr nützlich vor allem auch die Waldwege!) berücksichtigt, ist selbstverständlich. Es wird mit seinem überaus reichen Inhalt dem Schwarzwaldwanderer unentbehrlich werden, und bei der klaren Gesetzmäßigkeit der geographischen Erscheinungen in der Schule ein wertvolles Lehrmittel sein.

2. Blatt Bad Rappenau.

Die Karte versetzt den Betrachter in eine, den flüchtigen Reisenden vielleicht langweilig, den beschaulichen Wanderer aber ungemein abwechslungsreich anmutende Landschaft des mittleren Kraichgaus, die schon den Altmeister der Geographie des Menschen, Friedrich Katzler, besonders angezogen hat. Vor 20 Jahren lenkte Fr. Mez durch sein schönes Büchlein „Der Kraichgau“ erneut die Aufmerksamkeit der Geographen und Naturfreunde auf dieses Gebiet, und neuerdings hat A. Kolb die Entstehung der heutigen Landschaftsformen eingehend untersucht (Karlsruhe, 1931). Um so begrüßenswerter ist die auf Grund eingehender Erkundungen im Gelände neu herausgegebene Karte. Fruchtbarer Löss deckt die sanften Höhen, zahlreiche Dörfer, Städtchen und Burgen zeugen von der Ergiebigkeit dieses altbesiedelten Gebiets. Nur der Neckar, der Mühlbach, der Wollenbach und der Krebsbach dringen durch bis auf den Muschelkalk, dessen Bedeutung als Salzträger auf unserem Kartenblatt die Namen Bad Rappenau und Bad Wimpfen belegen. Schön tritt die uralte Bedeutung des Kraichgaus als west-östliches Durchgangsland auch im heutigen Verkehrsnetz hervor, wenn auch das wohl ausgebildete Wegennetz zwischen den einzelnen Dörfern diesen Grundzug bereits auf so kleinräumigen Karten etwas verwischt. Auffallend ist die Lage der Sied-

lungen und ihre Grundrisse. Einzelhöfe fehlen weitgehend, die dörfliche Siedlung herrscht vor. Die Dörfer selbst liegen in den Tälern, vor dem Winde geschützt und nahe dem notwendigen Wasser, das auf den Lösshöhen meist fehlt. Interessant ist es auch, sich in die zahlreichen Namen, die das Blatt trägt, zu vertiefen. Der Eichhäuser Grund und der Eichhäuser Hof, die Buhäcker, Lerchenbusch und Sperrheide, Reutersberg, Mastenrain, Kohracker und Binsenbusch lassen manchen Blick in vergangene Tage der Landschaft zu. Und wie bezeichnend für den Kraichgau, wenn die Äcker um einen der vielen Sohlwege „Lochweg“ heißen.

Schön tritt, um auf Einzelheiten einzugehen, der alte Prallhang des Neckars bei Neckarmühlbach, gegenüber dem malerischen Städtchen Gundelsheim, heraus. Fortgefallen und auf eine kleine Sonderkarte am Kartenrand verwiesen sind die störenden großen Aufdrücke „Hessen, Württemberg“ usw. Die Höhenkoten sind erheblich vermehrt und im flachen Gelände Höhenlinien bis zu 1 Meter Abstand eingeschaltet. Erleichtert wird das Studium der Karte auch durch die wesentlich erweiterte Legende am Kartenrand. Umfangreiche Nachträge erlauben hier und da ganz neue Einblicke, z. B. der Nachtrag des Feldwegnetzes von Hasmersheim, die Löschung der Weinberge östlich Wollenberg, an die heute nur noch die „Weinbergsteige“ erinnert. Vielleicht erinnern die „langen Weinberge“ unweit Rappenaun an einen ähnlichen Vorgang. Landwirtschaftlich interessant ist, daß westlich vom Unter- und Oberbiegelhof eine Reihe von Wiesen in Feldbebauung übernommen worden sind. Ferner weist Bad Rappenaun eine größere Ortserweiterung auf.

Kein Lehrer und kein Naturfreund wird, wie die wenigen gebrachten Beispiele zeigen, die Karte ohne reichen Gewinn aus der Hand legen. Und was dürfte geeigneter sein, den heimatkundlichen Unterricht zu beleben, als Wanderungen der Schüler mit einem so inhaltreichen Blatt in der Hand, dessen Verständnis sie sich im Geographie- und Geschichtsunterricht erarbeitet haben. Empfohlen sei aber auch dem Besitzer des alten Blattes ein Vergleich mit dieser neuen Auflage.

3. Blatt Wiesloch.

Das Blatt wird begrenzt im Norden durch eine Linie Bahnhof Wiesloch—Juzenhausen, im Süden sind Eckpunkte die Rebhänge des Käsbergs bei Östringen und der Eichelberg bei Waldangelloch. Es bringt eine typische Randlandschaft des westlichen Kraichgaus zur Darstellung; nur im NW reicht noch ein schmaler Streifen des Oberrheingrabens in das Kartenbild herein.

Obwohl das ganze Gebiet nicht hoch über dem Meeresspiegel liegt, in seinem höchsten Punkt, dem Eichelberg (316,8 m), nur rund 200 m über dem Niveau der angrenzenden Rheinebene, zeigt es doch eine überraschende Vielgestalt und Unruhe im Relief. Diagonal zieht das in seiner Anlage wohl uralte Angelbachtal von SO nach NW, in auffallendem Gegensatz zu seinen überaus zahlreichen Zuflüssen, die mit großer Gleichmäßigkeit SSW bis NNO fließen, die verwickelte Tektonik des Untergrundes widerspiegelnd. Schön hebt sich das geschlossene Laubwaldgebiet bei Kettigheim—Östringen—Mühlhausen heraus, das seine Verbreitung tonigen bzw. steinigen Böden (Turneritone, Kalksandsteine) verdankt, die dem Ackerbau zu große Schwierigkeiten bei geringem Ertrag entgegensetzen. Einen Blick lohnen auch die Siedlungsformen. Metz hat sie 1926 (Badische Geographische Abhandlung, Heft 1) untersucht. Als Rodunginsel, die auch heute noch fast allseitig von Wald umgeben ist, erscheint Waldangelloch. Die Hauptsenken des Gebiets, die größeren Taleinschnitte, beherbergen uralte Dörfer, deren Namen uns in Urkunden z. T. schon seit dem 8. Jahrhundert genannt werden. Ihr Grundriß zeigt meist noch, wenn auch zuweilen bereits verwischt, die Saufendorfform, am schönsten wohl Östringen. Eichtersheim aber zeigt schon die klare Orientierung zur Straße hin. Aus diesem im ganzen regelmäßigen Bild fällt die runde, geschlossene Form von Sorrenberg heraus, ein alter Burgweiler, als „castellum Cunradi comitis“ 1184 erwähnt. Auffallend ist auch gerade hier am Kraichgaurand die Größe und dichtgedrängte Lage der Dörfer. Der Boden allein vermag diese dichte Bevölkerung nicht zu ernähren, sie geht auf industriellen Nebenerwerb aus.

Ein Vergleich mit der älteren Auflage dieses Blattes (1890) zeigt in Grundriß und Schriftbild das Wachsen der Ortschaften, etwa Wiesloch, Dielheim, Eschelbach. Die an der Reichsbahn westlich Wiesloch liegenden Fabrikanlagen erscheinen neu. Östlich sowie nordwestlich Eichtersheim (am Klettenberg) sind die Weinberge verschwunden, desgleichen ist nördlich Wiesloch manche Rebe den Neubauten zum Opfer gefallen; aber an den sonnigen Hängen des südlichen Altenbachtals und auf den Höhen um Malsch und Östringen, die schon Thürcan einen Garten nannte, und wo nicht mit Unrecht ein Gang den Namen „Paradies“ trägt, hat die Weinkultur keine weitere Einbuße erlitten.

Mögen diese wenigen herausgegriffenen Beispiele den Heimatfreund anregen, auf seinen Wanderungen die Karte zu Rate zu ziehen und sich ihres reichen Inhalts zu bedienen. Sie wird ihm lebendig und lieb werden, namentlich dann, wenn er sie durch Eintragungen eigener Beobachtungen bereichert hat.

Die Beschreibungen werden fortgesetzt.

Willi Kleber **Edelsteinschleiferei in Oberstein-Idar,**
eine Industrie in deutscher Landschaft.

Es ist eigentlich ein recht friedlicher und beschaulicher Winkel, wo der muntere Idarbach in die Nahe fließt. Ein hübsches Doppelstädtchen träumt dort inmitten einer von Bächen und Flüssen tief durchfurchten Landschaft. Dicht über dem schlichten Grau der Häuser ragen zwei urwüchsige Felsberge empor. Von dem einen blickt trotzig das alte Schloß. Im anderen nistet die Felsenkirche und schmiegte sich so eng an das Gestein, als ob sie vor bösem Wetter Schutz suchte. Während so beide, der eine im weltlichen, der andere im geistlichen Gewande, stumm und treu ihre ewige Wache halten, bahnt unten auf fröhlicher Wanderschaft der Fluß seinen Weg. Und an seinen Ufern pulst das Leben.

Wenn wir nun hinaufsteigen, den herabhängenden Felswänden entgegen, so fällt uns wohl das dunkle, bisweilen schwarz-grünliche Gestein auf. Mitunter entdecken wir in den dichten Gesteinsmassen, deutlich erkennbar, rundliche Höhlungen. Diese enthalten Kerne, die wir leicht heraus schlagen können. Wenn wir Glück haben, finden wir in diesen „Mandeln“ Achat, dessen oft wundervolle, rote und braune Bänderung ihn zu einem begehrten Schmuckstein gemacht hat. Wir lassen uns belehren, daß der „Melaphyr“ — so wird dieses dunkle Gestein bezeichnet — aus feurigem Magma entstand, das dort vor urdenklichen Zeiten aus den Tiefen der Erde hervorbrach und erstarrte. Beim Hervorquellen bildeten sich überall in den brodelnden, zähflüssigen Massen Gasblasen, die als Höhlungen blieben und später mit jüngerem Material ausgefüllt wurden. Vor allem Kieselsäure-Gallerte drang in mehr oder weniger wasserhaltigen Schichten in diese Hohlräume ein. So entstand ein feinkristallines Mineral, der Achat, oder auch, wenn genügend Raum vorhanden war, schön ausgebildete Quarzkristalle. Zum Teil sind diese wasserklar, dann nennt man sie Bergkristalle. Quarze können aber auch wundervolle Farben zeigen, etwa rauchgrau als Rauchquarz oder violett als Amethyst. Vor allem ist der Amethyst wegen seiner oft herrlich-tiefen Färbung von alters her als Edelstein geschätzt. Weiterhin gibt es Quarzkristalle in den verschiedensten Gelbtönungen (Zitrine). Erhitzt man übrigens Amethyst, so erhält er ebenfalls mitunter eine überraschend schöne gelbrote Farbe. Vielfach sind die goldgelben bis gelbroten Steine durch „Brennen“ hergestellt. Dann nennt man sie wohl auch „Goldtopase“, eine durchaus falsche Bezeichnung, weil Topas ein ganz anderes Mineral ist. Durch Färben sucht man häufig die Wirkung von Schmucksteinen zu verbessern. So kann z. B. Achat in verschiedenster Weise gefärbt werden. Eine alte und berühmte Kunst ist das Schwarzfärben des Achats zu dem vielfach als Trauerschmuck verwendeten Onyx. Übrigens ist dieses Verfahren recht einfach. Zunächst wird das Achatstück

mit Honig getränkt und dann in Schwefelsäure gelegt. Es bildet sich dabei „Ruß“, der die Farbwirkung erzeugt.

Achat und Amethyst waren die beiden Steine, die in den dunklen Melaphyrmassen des Nahetals vor vielen Jahren gefunden und in ihrer Bedeutung erkannt wurden. Sie haben jenem Fleckchen Erde und seinen Menschen das Gepräge gegeben. Dort, an Ort und Stelle, wuchs organisch eine Industrie, die nach einer Entwicklung von Jahrhunderten die ganze Welt umspannen sollte. So ist der Mensch des Nahe- und Idartales eng verbunden mit seinem Boden. Noch mehr: nicht nur der Berg war es, der Landschaft und Menschen formte. Auch die Bäche, die ihr Wasser auf steilen Wegen zu Tal tragen, wurden für die Geschichte des Landstrichs bestimmend. An diesen Energiequellen haben deutsche Bauern, die so von ihrer Natur zu Künstlern erzogen wurden, ihre Mühlen gebaut und in mühevoller Arbeit aus köstlichen Gaben der Erde wertvolle Schätze deutscher Kultur geschaffen. In manchen, uralten Kleinodien sind geschliffene Steine aus jenem Tal zu finden. So ist aus Berg und Bach eine berühmte Edelsteinindustrie gewachsen.

Heute sind leider die Lagerstätten bei Oberstein-Idar erschöpft. Und etwa vor hundert Jahren mögen die Steinschleifer des Idartales recht große Sorgen um die Beschaffung ihres Rohmaterials gehabt haben. Es war ein glücklicher Zufall, daß zur selben Zeit, als die Achatsfunde bei Oberstein-Idar spärlicher wurden, in Südbrasilien gewaltige Achatvorkommen aufgefunden wurden. Es muß bemerkt werden, daß diese neuen Vorkommen jenseits des großen Meeres durch ausgewanderte Idarer entdeckt worden sind. So kam es, daß dieses bescheidene Städtchen Mittelpunkt des Welthandels mit brasilianischen Halbedelsteinen wurde.

Eines ist sicher: an Rohstoffen werden heute und in alle Zukunft die Edelsteinschleifer keinen Mangel mehr haben. Denn der synthetische Edelstein (Rubin, Saphir usw.) hat sich in kurzer Zeit den Weltmarkt erobert. Hier haben Naturwissenschaft und Technik, wie schon so oft in ihrer Geschichte, einer langsam zurückgehenden Industrie neue Impulse gegeben und somit vielen Menschen zu Arbeit und Brot verholfen. Der synthetische Edelstein, der in Fabriken (vor allem J. G. Farbenindustrie, Werk Bitterfeld) hergestellt wird, gleicht in seinen edlen Eigenschaften vollkommen dem natürlichen Kristall. Wie erst kürzlich in Tageszeitungen zu lesen war, ist es auch bereits gelungen, synthetische Smaragde („Jgmerald“) in praktisch verwertbarer Größe herzustellen. Schon vor Jahren konnte die J. G. Farbenindustrie Smaragd-Kristalle, allerdings nur von geringer Größe, erzeugen.

Die erste Verarbeitung der Achate und Amethyste geschah in jenen kleinen Schleifmühlen, die heute noch,

mitunter fast zerfallen, überall längs des Idarbaches anzutreffen sind. Es sind bescheidene, niedrige Holzhäuser, diese alten Achat schleifen, die uns heutigen Menschen recht altväterlich anmuten. Ein unterschlächtiges Wasserrad treibt vielleicht fünf vertikal gelagerte Schleifsteine von etwa anderthalb Meter Durchmesser, vor denen in ausgehöhlten Böcken die Achat schleifer auf der Brust liegen und sich gegen die Schleifsteine stemmen. Diese Arbeit ist recht ungesund, so daß viele Arbeiter bald an der „Schleiferkrankheit“ zugrunde gehen. Heute gibt es nur noch wenige, die selbständig die Steine, meist im Auftrage, in den alten Schleifmühlen bearbeiten.

Als man nach und nach dazu überging, auch härtere Mineralien zu schleifen — Achat ist ein verhältnismäßig weicher Schmuckstein — wurde das alte Verfahren mit den vertikalen Schleifsteinen unbrauchbar. Man mußte zu waagrecht gelagerten Schleifsteinen aus Metall übergehen (Lapidärschleiferei). An härteren Edelsteinen wurden hauptsächlich Granat, Topas, Turmalin, Beryll (Aquamarin) u. a., dann aber auch die synthetischen Rubine und Saphire verschliffen. Die neue Arbeitsweise hat dem Edelsteinschleifer manche Erleichterung gebracht. Jetzt sitzt er bequem vor der sich drehenden Scheibe. Beachtenswert ist, daß die Schleifsteine zuerst mit Fußantrieb bewegt wurden. Heute hat die Elektrizität auch diese alte Methode verdrängt. Und so kam es, daß der Bach für den heutigen Menschen nicht mehr jene unmittelbare Bedeutung hat, genau so wie der Berg, der uns heute keine Edelsteine mehr liefert. Der Gang des neuen Schleifverfahrens ist kurz gezeichnet folgender: Zunächst wird der Stein ungefähr in die künftige Form gebracht, dann werden in den verschiedensten Anordnungen, oft zahlreiche Flächen (Facetten) angeschliffen und schließlich poliert. In ähnlicher Weise wird auch im wesentlichen der Diamant, der kostbarste aller Edelsteine bearbeitet. Selbstverständlich bedarf der Diamant, seinem Wert, seiner Größe und seiner Härte entsprechend, eine etwas andere Behandlungsweise als die „farbigen“ Steine. Der Mittelpunkt der modernen Diamantindustrie — Diamant wußten schon die Inder zu schleifen — ist Amsterdam und Antwerpen. Von dort aus kam diese Industrie nach Idar (neben Zanau und Krefeld).

Außer dem Mühlenschleifer und dem Lapidär finden wir in Oberstein noch heute den Bohrer als selbständigen Gewerbebetrieb, der in seiner Technik eine uralte Tradition bewahrt hat. Der „Spitzenbohrer“ besteht aus einem mit Diamantplittern besetzten Eisenstift, der senkrecht mit Hilfe eines Hebels auf den zu durchbohrenden Stein gedrückt wird. Mit einem Art Fiedelbogen geigt der Arbeiter über eine Rolle und versetzt so den Bohrstift in drehende Bewegung. Diese, man möchte sagen primitive Arbeitsweise hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wohl deshalb, weil das teure und spröde Material eine vorsichtige, gefühlsmäßige Behandlung erfordert, so daß hier die Hand des Menschen durch keine maschinelle Einrichtung ersetzt werden kann. Viele Halbedelsteine werden zur Herstellung von Anhängern und Ketten durchbohrt. Ein altes Kunstgewerbe, das im Nabetal auch heute noch gepflegt wird, ist das Gemmenschnitten (Gra-

vieren). Als Gemmen bezeichnet man plastische Figuren, die in Schmucksteine eingraviert werden. Berühmt sind die Käfergemmen (Skarabäen) der Ägypter, die einen heiligen Käfer darstellten und als Amulett dienten. Besonders bei den Griechen kam die Kunst des Steinschneidens zu hoher Blüte. Das Schleifen der Gemmen im Handbetrieb, wie es in der Antike ähnlich wie beim Bohren erfolgte, ist heute vollständig verschwunden, an seine Stelle ist der Elektromotor getreten. Besonders gerne werden Achate zum Gemmenschnitten gewählt. Dabei wird meist die Eigenart des gebänderten Materials geschickt ausgenützt. Die Bilder werden aus den verschieden gefärbten Lagen des Steins herausgeschliffen, so daß sie sich von dem anders getönten Untergrund abheben. So können in der Hand des Künstlers wertvolle Schöpfungen entstehen. Wenn wir so in Oberstein-Idar von Gewerbe zu Gewerbe gewandert sind, dürfen wir nicht vergessen, auch den Perlenschneidern und den Goldschmieden einen Besuch abzustatten. Die Perlenschneider sind Spezialarbeiter, die weniger schöne Perlen in zwei Halbperlen teilen. Es gehören große Erfahrungen dazu, den Schnitt günstig zu legen. Die Halbperlen finden vielfache Verwendung zum Schmuck an Nadeln, Ringen usw. Auch diese beiden Gewerbe, Perlenschneider und Goldschmiede, haben sich langsam auf dem Boden der ursprünglichen Achatindustrie entwickelt.

So mannigfaltig sich die Oberstein-Idarer Edelsteinindustrie aus den verschiedensten Gewerbebezügen aufbaut, so mannigfaltig sind auch ihre Betriebsformen. Vom selbständigen Schleifer, der sich einen Schleifstein in der alten Achat schleife pachtet, von der Hausindustrie des Lapidärs bis zum Fabrikbetrieb finden sich nahezu alle möglichen Übergangsformen.

Es dürfte wichtig sein, einiges über die Verwendungsmöglichkeiten der beiden heimischen Steine, Achat und Amethyst, zu erfahren. Achat vor allem ist nicht nur als Schmuck, sondern auch als Gebrauchsgegenstand geschätzt und gesucht. Auch größere Gegenstände wie Schalen, Dosen, Kästchen, Griffe, Schachspielfiguren, Tischplatten u. a. werden gerne aus Achat hergestellt. Als Schmuckstein ist vor allem der Onyx, etwa in Fassung zusammen mit Diamant und Perlen, beliebt. Übrigens war die Bearbeitung des Achats alten Kulturvölkern gut bekannt. Man kennt Funde, die vor mehr als 5000 v. Chr. entstanden sein müssen. Amethyst, der schon bei Römern und Griechen, insbesondere bei der Herstellung von Gemmen und Siegeln, vielfach Verwendung fand, hat seine Bedeutung auch später immer mehr oder weniger behalten können. Das liegt daran, daß auch heute noch trotz der zahlreichen Funde wirklich schöne Amethystkristalle zu den Seltenheiten gehören. Außer als Schmuckstein — es gibt berühmten Amethystschmuck in Kronschätzen — dient Amethyst auch zur Verzierung kunstgewerblicher Gegenstände sowie zur Herstellung von Schalen, Vasen, Skulpturen. Selbstverständlich werden dazu weniger gleichmäßig gefärbte Steine verwertet. Wiederholt sei, daß viel Amethystmaterial durch Erhitzen im Sandbad gelb gefärbt wird.

Nachdem wir so einen kleinen Rundgang durch die Stadt und ihre Industrie und durch die Welt der Steine, die dort verarbeitet werden, gemacht haben,

gehen wir nochmals hinauf auf den Berg, der den Anstoß zu jener wechselvollen Geschichte gab. Wir sehen von dem alten Gemäuer des Schlosses hinab auf die friedlichen Häuser, die in Dämmerung und Dunst unseren Blicken beinahe entschwunden sind. Hier oben in der stillen Einsamkeit denken wir an das eigenartige, zwingende Geschick, das hier Mensch und Boden verknüpfte. Drüben ragt in den Abendhimmel hinein der Fels, der so kostbare Schätze birgt. Dort unten leben bescheidene, fleißige Menschen in einer

deutschen Landschaft — ihrer Hände Werk aber geht weit hinaus in die Welt.

Schrifttum:

Bauer-Schloßmacher: Edelsteinkunde, 1932.

A. Eppler: Edelsteine und Schmucksteine, 1934.

E. Falz: Die Idar-Obersteiner Schmucksteinindustrie, 1926. Außerdem:

S. Zimmel: Edelsteine, Vorkommen und Verarbeitung. Öffentliche Vorlesung Universität Heidelberg, Wintersemester 1934/35.

Rätsel des Vogelzuges. Von Martin Schelenz.

Die rätselhafte Erscheinung des Vogelzuges, die sich seit undenklichen Zeiten und weiterhin in jedem Herbst und Frühjahr regelmäßig wiederholt, hat nicht nur den Laien, sondern auch den Wissenschaftler vor z. T. unlösbare Rätsel gestellt. Man nahm einen wunderbaren Ortsinn der Vögel an, glaubte, daß Mond und Sterne ihnen als Wegweiser dienten, sie sich bestimmten Windrichtungen anvertrauten, ja sich sogar vom Erdmagnetismus leiten ließen. Diese Annahmen haben sich größtenteils als irrig erwiesen und sind durch die neuesten Forschungen über den Vogelzug widerlegt worden. Bestimmt können wir annehmen, daß wir in dem Wanderdrang der Vögel einen ererbten Instinkt zu sehen haben, der sich von Urzeiten her beim Vogel ausbildete und sich von Generation zu Generation vererbte; daß es sich um einen automatisch wirkenden Trieb handelt, der zu gewissen Zeiten ganz mechanisch und gesetzmäßig ausgelöst wird und dem der Vogel unbewußt gehorcht, ohne den Zweck seiner Handlung zu verstehen. — Der Ornithologe Dr. Göz nimmt an, daß es wahrscheinlich sei, daß es physiologische Veränderungen im Gesamtstoffwechsel des Körpers sind, die solche periodisch auftretenden Instinkte auslösen.

Schon im grauen Altertum beschäftigten sich Wissenschaftler mit dem Vogelzug. Aristoteles schreibt in seinen Überlieferungen, daß die Vögel nach der Herbstnachtgleiche fortziehen, aus Furcht vor dem Winter, und daß sie im Frühjahr wiederkehren, um bei uns zu brüten. Diese Erscheinung führte damals zu abergläubischen Anschauungen: man nahm an, daß eine Anzahl von Vogelarten, wie Schwalben, Lerchen, Amseln, einen Winterschlaf halten, ähnlich wie die Reptilien, im Schlamm oder in Erdlöchern. Der naturliebende Kaiser Friedrich II. schreibt in seiner umfassenden „Naturgeschichte der Vögel“ bereits ausführlicher über den Frühjahrs- und Herbstzug. Er hat beobachtet, daß die Vögel die Reise erst unternehmen, wenn ihr Gefieder in vollkommenem Stande ist, also nach der Mauser. Der Herbstzug nach vollendeter Sommer- oder Frühherbstmauser, der Frühjahrszug nach vollendeter Wintermauser und mit beginnendem

Erwachen des Geschlechtstriebs. Wie verschiedenartig die Entstehung des Vogelzuges auch gedeutet werden kann, so stimmen doch alle Erklärungen neuer Forschungen in einem Punkte überein: sie bezeichnen den durch den Winter hervorgerufenen Nahrungsmangel als die alleinige Ursache für die Entstehung des Vogelzuges, d. h. der Winter veranlaßt den Rückzug nach dem Süden, so daß die Entstehung des Zuges überhaupt auf den Herbstzug zurückgeführt werden kann. Aber schon bei dieser Theorie stoßen wir auf Widersprüche, denn es gibt Vögel, welche uns bereits im Hochsommer verlassen; z. B. der Mauersegler! Gegen Ende des Juli, wenn es bekanntlich am wärmsten ist, wenn es noch Nahrung inülle und Fülle gibt — denn das Insektenleben steht um diese Jahreszeit „in höchster Blüte“ —, wenn die Tage noch lang sind, dann verlassen sie uns ganz plötzlich. — Warum, das wissen wir bis heute noch nicht; sie können um diese Zeit noch keine Ahnung vom kommenden Winter haben. Woher „weiß“ selbst der Vogel im Käfig, daß die Zugzeit da ist? Sein rastloses Umherflattern zeigt uns deutlich, daß er den Wanderdrang spürt und daß es sich demnach um einen sich automatisch auslösenden Zugtrieb handeln muß. Wir können also sagen: Der Zugtrieb erwacht, ohne daß es einer besonderen äußeren Veranlassung hierzu bedarf. Das gilt aber nur für die eigentlichen, echten Zugvögel, nicht für jene Vögel, die im Winter nahrungssuchend oder aus Nahrungsmangel wandern oder ziehen, wie z. B. die nordischen Enten, Tannenhäher, die Seidenschwänze, welche nur zeitweise zu uns kommen (im Herbst und Winter); von einem Zugtrieb kann man hier nicht sprechen, weil diese Vogelarten nicht regelmäßig und nicht jedes Jahr wiederkehren.

Mehr als 30 Jahre sind verflossen, seitdem die experimentelle Vogelberingung, das ist die Einzelkennzeichnung von freilebenden Vögeln mittels numerierter Aluminiumfüßringe, zum wissenschaftlichen Verfahren erhoben wurde. Der Begründer der Vogelberingung, der dänische Lehrer Mortensen, hatte zum erstenmal in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts Versuche mit Enten und Störchen gemacht. Seinen er-

folgreichen Experimenten folgte bald in Deutschland Prof. Thienemann, Leiter der Vogelwarte Rositten, der im Jahre 1902 den ersten Mäusebussard beringte und fliegen ließ. Von den auf der kurischen Nehrung durchziehenden Nebelkrähen wurden ebenfalls viele beringt und besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Heute bestehen nahezu 30 Beringungszentralen und Vogelwarten in zwanzig Staaten von Europa, Asien und Nordamerika; die Zahl der von diesen Stationen beringten Vögel überstieg im Jahre 1927 eine Million. Während jagdbare und große Vögel zahlreiche Wiederfunde ergaben, ist das Ergebnis bei Kleinvögeln ein geringes; so wurden von 30 000 ungarischen beringten Schwalben keine einzige zurückgemeldet. Die Nachweise von in England beringten Waldschnepfen, also Wiederfunde, betragen 9%. Die Fundziffer von in Dänemark beringten Schwarzstörchen 24%. Von 62 beringten Habichten wurden 28 zurückgemeldet, also 45%. Dagegen wurden von in Ostgalizien beringten 100 Störchen bisher nur ein einziger wiedergefunden. Trotzdem hat die Vogelzugforschung aus diesem Hilfsmittel der Beringung schon großen Nutzen gezogen. Zuerst ist es die Richtung der einzelnen Arten, welche durch die Ringe festgestellt wurde. Wir wissen jetzt, daß bei Vögeln aus dem Nordwesten Europas, aus Irland, von den britischen Inseln und Holland, im Herbst meistens eine Südwanderung vorkommt. In Mittel- und Nordeuropa ist die übliche Zugrichtung die südwestliche, bei den Bewohnern der Ostseegebiete die westliche beim Herbstzug.

Die Wiederfunde beringter Zugvögel ermöglichten es, Karten mit dem Zugstraßenzug von Störchen, Raufußbussarden, Staren, Möven usw. zu entwerfen. Auch sind wir jetzt gut unterrichtet, wo die verschiedenen Vogelarten ihre Winterquartiere haben. Die britischen Inseln z. B. dienen als Winterquartier für viele Stare, ebenso für Drosseln, Schnepfen, Enten und viele andere Vögel. Wir wissen jetzt, daß die britischen Inseln ein bevorzugtes Winterquartier für skandinavische und andere Waldschnepfen sind.

Durch die Beringung wurden wir darauf hingewiesen, daß einzelne Arten, wie Möwen, Seeschwalben und Kiebitze Transozeanflüge ausführen; man kennt bis jetzt neun Fälle von neuweltlichen Funden. Daß Überseezüge von Vögeln zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören, wissen wir ja aus den Berichten von Überseeereisenden über die auf Schiffen rastenden Vögel. Hierbei sind Landvögel meistens dem Untergang geweiht, während Wasservögel natürlich in größerer Zahl übrigbleiben.

Im allgemeinen kehren die Zugvögel in ihr altes Brut- und Geburtsrevier zurück. Dafür sprechen die vielen Wiederfunde beringter Vögel, so die planmäßig angestellten Beobachtungen an ungarischen Schwalben. Die nordamerikanischen Beringer führen eine Liste von fast 50 Arten an, alle aus Wiederfunden; hier ist ihre Ortstreue also erwiesen. Andere Ergebnisse aus der Beringung weisen nach, daß 80% der Brutvögel in ihrer Brutheimat oder deren nächsten Umgebung wiedergefunden wurden. Die Ortstreue ist im Durchschnitt demnach sehr ausgeprägt; vom Weisstorch ist es ja bekannt, daß er immer wieder sein altes Nest aufsucht, ebenso von den Schwalben. Die Frage der

Ortstreue ist gleichzeitig eine Frage des Sichzurechtfindens, die hierauf bezüglichen Versuche sind ebenfalls Sache der Vogelberingung. Versuche dahin wurden an Blaukehlchen unternommen, die kurz nach ihrer Ankunft am Brutplatz bzw. nach beendeter Brut gefangen und in entferntere Gegenden transportiert wurden und die bald nach ihrer Freilassung wieder am Brutplatz eintrafen.

Prof. Thienemann, Rositten, behielt einige 70 Jungstörche im Sommer zurück, beringte sie und ließ sie nach Abzug der alten Störche fliegen, um zu erfahren, welche Zugrichtung sie nehmen. Es zeigte sich, daß sie dieselbe Richtung flogen wie bereits die alten Störche, allein ihr Zug führte sie nicht die ziemlich schmal begrenzten Straßen über Kleinasien, sondern westlich davon über Griechenland und Areta, wo ein solcher Storch gefangen und zurückgemeldet wurde. Es ist also festzustellen, daß sie einen weitgehend richtigen Richtungstrieb besitzen; die Versuche hierzu haben zweifellos noch eine wichtige Zukunft, wenn es endlich einmal gelingen soll, die Ursache der Funktion dieses wunderbaren Orientierungsvermögens kennen zu lernen. Nach den Beringungsergebnissen kennen wir jetzt nicht nur ganz genau die Zuggebiete und die Zugstraßen des weißen Storchs von Holland bis Ungarn, sondern wir wissen auch, daß die Weser die Zugscheide des weißen Storchs ist; daß die westlich der Weser beheimateten Störche die westlichen Zugstraßen über Südfrankreich, Spanien, Gibraltar benutzen, während die östlich der Weser brütenden die östliche Zugstraße über Ungarn, Kleinasien, das Nilgebiet bis nach Südafrika ziehen. Interessieren dürfte es, daß die Zugstraße der Störche von Gibraltar aus weiter nach Afrika noch nicht bekannt ist und noch nicht verfolgt werden konnte. Daß sie jedenfalls über Marokko nach Ostafrika geht, kann man nach einem Vorkommnis annehmen: Ein alter Storch wurde, mit einer Pfeilspitze im Rücken steckend, erlegt. Die Untersuchung ergab, daß die Pfeilspitze von einem ostafrikanischen Negerstamm herrührte.

Über die Beziehungen des Vogels zu seinen Artgenossen, besonders über Dauer und Art gegenseitiger Verbindung der Geschlechter, der Gattentreue, erfahren wir wieder wichtige Tatsachen. Man hat aus planmäßig genealogischen Studien erfahren, daß die Gatten in vielen Fällen nicht nur jährlich, sondern selbst innerhalb eines Jahres von einer Brut zur andern wechseln; die Gattentreue ist also durchaus nicht allgemeine Regel.

Endlich erfahren wir durch die Beringung genaueres über die Lebensdauer des freilebenden Vogels. Als Höchstalter sind bis jetzt 20 Jahre bekannt für eine Lachmöwe, 19 für einen Steinadler, 17 für eine Uferschnepfe, 16 für einen Fischreiher, 14 für Enten und Kormorane, für Amsel und Mauersegler sind 10 Jahre nachgewiesen. Von Waldschnepfen haben 95% das 4. Jahr nicht überschritten, nur 5% fallen in ältere Jahrgänge bis zu 12½ Jahren. Die Statistik der Vernichtungsziffer hat ergeben, daß die meisten Vögel im ersten Lebensjahr zugrunde gehen. Die Gefiederentwicklung kann durch die Beringung genau studiert werden, was an Land zahlreicher Fänge von Karmingimpeln nachgewiesen wurde.

Trotz der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse sehen wir also, daß die Arbeit des Beringungsversuches reiche Früchte getragen hat und vor allem in der Zukunft noch tragen wird.

Wie findet der Zugvogel den Weg in die Winterherberge, die unter Umständen viele 1000 Kilometer entfernt liegt? Wer sagt ihm, welche Richtung er einzuschlagen hat? Dieses sind wohl die schwierigsten Fragen im Problem des Vogelzuges, ohne daß es bisher gelungen ist, eine einwandfreie Erklärung dafür zu finden. Palmén und Weisemann vertraten den Standpunkt, daß die alten Vögel den Jungen den Weg zeigen, welchen sie selbst bereits öfter zurückgelegt haben. Das würde aber nur für diejenigen Arten zutreffen, bei welchen die Alten und Jungen gemeinsam ziehen, z. B. bei Schwalben und Störchen. Nun hat aber die Vogelberingung ergeben, daß bei vielen Arten die jungen Vögel vor den Alten den Zug antreten. Windströmungen können nicht in Frage kommen, weil die Vögel nicht nur mit, sondern auch gegen den Wind fliegen. Auch das Orientierungsvermögen läßt keine Schlüsse zu; erstens findet der junge Vogel, der noch nicht gewandert ist, den Weg allein, und zweitens ziehen viele Vögel bei Nacht; in finsternen Nächten allerdings ruht der Vogelzug. Wir sehen immer wieder, daß das Seelenleben des Vogels in hohem Maße von angeborenen Trieben beherrscht wird und daß er keiner Leitung bedarf; daß ein unbekannter Trieb ihm das Ziel seiner Reise vorschreibt und daß das Aufhören des Zugtriebes das Land seines Aufenthaltes, also seines Bleibens bestimmt.

Die Aufklärungen über die Richtungen des Zuges und über die Zugstraßen verdanken wir wieder der Vogelringforschung. Eine Vogelzugstraße ist keine straßenförmige schmale Rinne, sondern umfaßt ein breites, scharf abgegrenztes Gebiet. Die Vögel erreichen ihre Winterquartiere nicht immer auf dem kürzesten Wege, sondern machen häufig bedeutende Umwege. Wir kennen heute drei große Zugstraßen: erstens die westliche Küstenstraße; sie führt längs der Küste von Ost nach West, der Nordsee nach England, Frankreich und Nordafrika. Zweitens die adriatisch tunesische Zugstraße; längs der Adria Küste nach Sizilien und Tunis. Drittens die italienisch spanische Zugstraße; sie geht aus Österreich-Ungarn über Norditalien, die Po-Ebene, Korsika nach Spanien. Für gewisse Vogelarten lassen sich bereits ganz bestimmte Zugstraßen feststellen oder nachweisen (z. B. weiße Störche). Gebirgszüge werden überflogen, aber auch umflogen. Man hat verunglückte Schnepfen, Bekassinen, Störche, Blässhühner, Enten und Gänse zum Teil bis in 3475 Meter Höhe auf Gletschern verendet gefunden.

Die Auffassung des älteren Forschers Gätke (Helgoland), daß die Zugvögel ihre Wanderungen hoch über den Wolken zurücklegen, ist längst widerlegt. Er schätzte Flüge von 10—15000 Meter Höhe für einzelne Arten, z. B. für Saatkrähen und Brachvögel. Die Unmöglichkeit dieser Annahme kann wohl damit begründet werden, daß in solchen Höhen die atmosphärischen Verhältnisse, geringer Luftdruck usw., organisches Leben kaum oder gar nicht mehr gestatten. Wir wissen heute, daß die meisten Zugvögel niedrig ziehen, oft nur 10 bis 20 Meter hoch, so daß sie stets

Führung mit der Erde haben. Beweise dafür sind die häufigen Funde toter Vögel während der Zugzeit, welche unter Telephon- und Telegraphendrähten verendet liegen. Die meisten Vögel ziehen, bzw. fliegen im allgemeinen höchstens in Höhen bis 500 Meter, einzelne Arten wurden in Höhen von 850—1500 Meter angetroffen, z. B. Adler, Bussarde und Sperber, ein Lämmergeier sogar in 2000 Meter Höhe. Übereinstimmend berichten Luftschiffer und Flieger, welche im Dienste der wissenschaftlichen Vogelzugforschung standen, daß nur ausnahmsweise Vögel in Höhen von über 500 Metern angetroffen wurden.

Ebenso phantastisch als die Höhenangaben waren Gätkes Aufzeichnungen über die Zuggeschwindigkeit der Vögel. Er läßt z. B. ein Blaukehlchen in einer Nacht von Ägypten bis Helgoland fliegen, das wäre eine Strecke von 3000 Kilometer in 9 Stunden und eine Geschwindigkeit von 91,5 Meter pro Sekunde, also die fünffache Geschwindigkeit eines Schnellzuges! Die Unmöglichkeit solcher Leistungen ist leicht erkennbar. Die schnellsten Flieger sind der Mauersegler und die Brieftaube mit 150 Kilometer pro Stunde; Bekassinen, Strandläufer und Schnepfen mit 100 Kilometer, Stare mit 70 Kilometer. Es wird viel darauf ankommen, ob sie mit oder gegen den Wind fliegen. Die Störche legen auf dem Herbstzug täglich ungefähr 200 Kilometer zurück, im Frühjahr auf der Rückreise zu uns sogar 4—500 Kilometer täglich. Bei starkem Sturm und in finsterner Nacht ruht meistens jeglicher Vogelzug. Die weiteste Reise auf dem Zug macht der isländische Strandläufer, welcher von Island, wo er brütet, bis Südafrika, wo er überwintert, fliegt. Diese weite Reise macht er im Herbst und im Frühjahr jeden Jahres, also einen Weg von jedes Mal 15000 Kilometer! Der Vogelzug vollzieht sich im allgemeinen sowohl nachts als auch bei Tage. Die Zahl der Nachtflieger oder Wanderer ist bedeutend größer, als die der Tagflieger. Ausgesprochene Nachtflieger sind: Alle insektenfressenden Vögel, Finken, Tauben, Schnepfen, Kiebitze, Kuckucke, Schwalben, Segler und Strandläufer. Tagwanderer sind alle Raubvögel, mit Ausnahme des Sperbers, ferner die Krähen und Störche. Der erste Zugtrieb, der Herbstzugtrieb, erwacht beim jungen Vogel im ersten Lebensjahr und zwar bedeutend früher als beim alten, woraus sich eine Trennung nach dem Alter ergibt, d. h. die jungen Vögel vieler Arten eröffnen den Zug allein, ihnen folgen die Alten, was man hauptsächlich bei Staren leicht beobachten kann. Auch nach dem Geschlecht findet bei manchen eine Trennung statt: so ziehen z. B. beim Buchfink nur die Weibchen fort, während die Männchen den Winter über hierbleiben, deshalb auch sein Name „Fringilla coelebs“ = der Alleinlebende. Viele Zugvögel legen ihre Reise einsam zurück, andere bilden kleinere oder größere Gesellschaften. Auch besondere Fluggewohnheiten kann man beobachten, z. B. bildet der Zug der Kraniche, Enten, Gänse und Schwäne eine Keilform; manche Vögel fliegen sogar in Form von einem Doppelkeil oder einem lateinischen W.

Während des Ziehens lassen die meisten Vögel ihre Stimme erschallen. Die Rufe ziehender Kraniche und Gänse hat wohl schon mancher gehört, der auf Vorgänge in der Natur achtet; das Rufen soll auf eine

physische Erregung zurückzuführen sein und nicht, wie mancher Forscher annahm, dem Zusammenschluß dienen. Die Zugvögel haben das Bestreben, im Frühjahr in ihre Heimat, den Geburtsort, zurückzukehren. Die ersten Rückkehrer treffen bereits im Februar bei uns ein, wie: Lerche und Star, ihnen folgen: Ringeltaube, Kiebitz, Störche, Kotschwanz, Weidenlaubvogel und Braunelle und Schnepfen. Im April kehren die meisten Zugvögel zurück, so daß mit der Rückkehr von Pirol, Gelbsötter, Kotrückwürger und Grauer Fliegenfänger Anfang Mai der Rückzug sein Ende erreicht. Während wir früher bei der Erforschung des Vogelzuges vorwiegend auf Annahmen und Vermutungen angewiesen waren, werden uns jetzt durch den Ringversuch wirkliche Tatsachen gegeben, die von sicherer und zuverlässiger Beweiskraft sind; jeder erlegte Ring-

vogel ist eben eine wissenschaftliche Urkunde! So hat uns die Vogelberingung über die Richtungen des Wanderfluges, über den Zusammenhang der Winterquartiere mit der geographischen Lage der Heimat, über die Rückkehr der Zugvögel und ihre Schnelligkeit der Reise, und andere sehr wertvolle und interessante Aufklärungen gegeben. Natürlich sind wir noch weit davon entfernt, alle Rätsel des Vogelzuges gelöst zu haben. Geistreiche Theorien nutzen dabei wenig, nur die Beschaffung recht vieler Tatsachen kann Klarheit in das Geheimnis bringen und dazu sind unsere Vogelwarten da.

Viel ist erreicht, aber noch manche Arbeit ist zu leisten, bis es uns gelungen sein wird, das Geheimnis des Vogelzuges in allen seinen vielen noch offenen Fragen zu lösen.

Das Recht des Tieres. Von Karl Wacker.

Der nationalsozialistische Staat hat uns zwei Gesetze geschenkt, die die Stellung und das Verhalten des Menschen zum Tier auf eine ganz neue Grundlage stellen, das Reichstierschutzgesetz und das Reichsjagdgesetz. Aber der größte Teil der Zeitgenossen hat sein Verhältnis zur stummen Kreatur noch nicht soweit neugeordnet, daß die Erfüllung der angezogenen Gesetzeswerke zur Selbstverständlichkeit werden. Dies aber muß das Hochziel der staatsbürgerlichen Unterweisung unseres jungen Geschlechtes sein. Erziehung der Kinder zum Verständnis für das Eigenleben der Naturwesen bildet eine Teilaufgabe des naturgeschichtlichen Unterrichts.

Vor einiger Zeit las ich in einem weitverbreiteten und sonst gut ausgestatteten Sonntagsblatt die Überschrift „Der Mordgesell“. Mir lief es kalt den Rücken hinunter, obwohl ich schon ahnte, was es sein könnte. Der Verfasser einer kleinen Naturschilderung zeichnet einen Mäusebussard als blutdurstigen, mordlustigen Burschen. „Die Raubvögel spüren einen eigenartigen, brennenden Durst nach Blut“, so glaubt es der Verfasser zu wissen.

In der Jugendstunde des Südfunks wurde einmal den Kindern von einem Adler erzählt, wie er ein Lamm getötet habe und wie dann ein Hirte den „Räuber“, der übrigens als des deutschen Volkes Wappentier eine andere Behandlung verdiente, von dem Hirten abgemurkelt wurde. Auch hier wieder erschien der edle Vogel als Räuber.

Aber diese Auffassungen und Märchen erscheinen immer noch im Schrifttum, ich vermute auch da und dort noch im Unterricht.

Kein Wunder, wenn Menschen, die sogenannte Raubvögel und Raubtiere in diesem Geiste sehen, sich angesichts derartiger Scheusale zum Rächer für die un-

schuldigen umgebrachten Opfer berufen fühlen und das viel gelästerte Tier erschlagen und töten, wo sie seiner habhaft werden können.

Es wäre aber endlich an der Zeit, daß Kulturmenschen eine andere Auffassung vom Tier sich zu eigen machten und auch ihm gerecht würden und zwar im Geiste der oben angeführten Gesetze.

Das Leben der Tiere liegt jenseits von Gut und Böse, überhaupt jenseits der menschlichen, vielfach allzumenschlichen Begriffsbildung. Ihr Lebensablauf, ihre Lebensführung ist naturnotwendig, eigengesetzlich und daher gut. Gut ist für sie, was der Erhaltung ihrer Art dient. Tiere und Pflanzen sind von den in ihnen liegenden und als göttliche Befehle wirkenden, lebensgesetzlichen Notwendigkeiten und Tatsächlichkeiten abhängige Naturwesen wie der Mensch und zwar als Einzelwesen und Volk in der Massenerscheinung.

Zum rein leiblichen Dasein gehört Nahrungsaufnahme und Fortpflanzung. Wenn ein Tier oder eine Pflanze auf einer dieser schicksalhaft notwendigen Lebensbetätigungen versagt oder sich als untauglich erweist, verschwindet es vom Schauplatz des Lebens und zwar sehr rasch, genau wie der Mensch und ein Volk.

Wenn nun ein Raubvogel, sagen wir einmal unser Mäuser, sich ein Tier holt, dann tut er nichts anderes, als daß er dem Nahrungstrieb folgt, dessen besondere Befriedigungsart ihm das Schicksal in der Form seines inneren und äußeren Baues zugewiesen hat. Er muß also töten, er muß, weil das Naturgesetz es so von ihm verlangt, und weil er sonst verhungert. Dahinter steckt keine Mordlust oder sonst eine uns tugendhaften Menschen verwerfliche Eigenschaft, sondern er erfüllt dadurch, daß er Mäuse frißt oder ähnliches Getier, nur eine Pflicht gegen sich selbst, gegen seine „Familie“ und seine „Sippe“ und gegenüber dem Leben überhaupt.

Wie steht es übrigens mit den so harmlosen und friedlichen Pflanzenfressern, etwa mit den Körnerfressern? Wenn man näher hinschaut, tun viele von ihnen nichts Geringeres, als daß sie die Nachkommenschaft der Pflanzen mit Stumpf und Stiel verzehren. Die Samen einer Pflanze, die doch auch ein Lebewesen ist, sind ihre Kinder, die genau wie die junge Maus oder der Mensch selbst entstanden sind durch Verschmelzung einer männlichen Samen- und einer weiblichen Eizelle. Also auch der Buchfink und der Gimpel müssen töten, wenn dabei auch nicht gerade rotes Blut fließt und Wehklagen zu hören ist.

Und nebenbei gibt es auch „Raubpflanzen“, sogenannte fleischfressende.

ferner darf ich wohl noch an den Neunmalgerechten, an den Menschen selber erinnern. Gibt es denn überhaupt noch ein pflanzliches oder tierisches Lebewesen auf der weiten Erde, das ihm bekannt ist und genießbar erscheint, dem er nicht mit seinen Waffen und Fanggeräten nachstellt, um es zu töten und zu verzehren? Dabei ist die Art des Fangens und Jagens und Tötens nicht einmal immer so waidgerecht wie das unserer Raubtiere und Raubvögel.

Aber der Mensch meint, das Jagen, Rauben, Töten und Zerstören sei ihm allein, als dem Herrn der Schöpfung, vorbehalten. Das scheint mir ein ganz verhängnisvoller Irrtum zu sein, um dessen Beseitigung wir uns bemühen sollten.

Es liegt ganz gewiß eine tiefe Tragik über allem Leben. Daß es sich nur erhalten kann dadurch, daß Leben vernichtet wird. Diese Erkenntnis wird nur dadurch gemildert, daß wir im Tod nichts Endgültiges, nicht letztes Verlorensein in ewigem Nichts sehen, sondern ein notwendiges Glied im Kreislauf des Stoffes, der zu Leben wurde. Das, glaube ich, ist der Sinn des Opfern in der Natur und im Leben überhaupt. Töten müssen wir, und alle Lebewesen tun es, wenn sie sich erhalten wollen. Ob sich nun ein Tier opfern muß oder eine Pflanze oder ein Teil einer solchen, es ist immer die Vernichtung von Leben zum Leben, aber kein Mord, nichts Schlechtes, nichts Gemeines und Verwerfliches.

Wir sollten nur endlich einmal andere Begriffe, an-

dere Bewertungen, andere Urteile anwenden. Wir sollten es aufgeben, eigene Mängel, Schwächen, Sünden, Leidenschaften und Unzulänglichkeiten auf die Tiere und Pflanzen zu übertragen. Die Tiere sind nicht dumm, schlau, gierig, listig, grausam und verschlagen. All diese Bezeichnungen gehen vom Menschen aus; ich weiß, daß es schwer fällt, sie nicht zu gebrauchen.

Aber trotzdem: Ein Tier handelt nur immer zweckmäßig, triebhaft, dem Zwang seiner Bestimmung folgend, immer tiergemäß. Und wenn es das nicht tut oder nicht mehr kann, dann geht es unter.

Wenn ein Fuchs ein Beutetier beschleicht, es „überlistet“, dann tut er gar nichts anderes als der Jäger, der einen Bock heranblattet, nur daß Meister Keineke kein weittragendes Gewehr mit Zielfernrohr hat, sondern nur seine guten Sinne und seinen geschmeidigen, wendigen Körper. Und wenn ein Fischreier sich neben Fröschen und anderen Tieren fische holt, dann ist er kein Räuber, sondern er tut das, weil es seine Brut so verlangt, und er übt ein mindestens ebenso wohl begründetes Recht aus als der Fischer.

Es gibt, streng genommen, auch keine nützlichen und schädlichen Tiere und Pflanzen, eine derartige Einteilung ist niemals stichhaltig. Jedes Naturwesen hat im Bereich der Natur seine besondere Aufgabe.

Eine Umwertung ist nötig im Sinne einer Verständigung mit den ebenso wie wir leidenden, kämpfenden und den gleichen ewigen Befehlen gehorchenden Lebewesen im Reiche der Tiere und Blumen. Vor allem auch unserer Kinder wegen. Daß in ihnen nicht Haß und unangebrachte Vergeltungssucht wach wird, wenn sie draußen einem „Dieb“, oder „Räuber“ und „Mordgesellen“ begegnen.

Die Kinder sollen lernen, das Tier und die Pflanze, unabhängig von vermeintlichem Wert oder Unwert, Nutzen oder Schaden, zu sehen und sie in ihrer Zweckmäßigkeit, Daseinsbestimmung und Schönheit zu erkennen und zu erleben. Die Menschen werden dann nicht unnötig töten, zerstören und vernichten, sondern in allen Naturwesen, wie in sich selbst, Schöpfungen des einen Schöpfergedankens und Schöpferwillens achten und lieben.

Höret!

Hermann Löns.

Es gibt nichts Totes auf der Welt,
hat alles sein Verstand.
Es lebt das öde Felsenriff,
es lebt der dürre Sand.

Laß Deine Augen offen sein,
geschlossen Deinen Mund.
Und wandle still, so werden Dir
geheime Dinge kund.

Dann weist Du, was der Kabe ruft
und was die Eule singt,
aus jedes Wesens Stimme Dir
ein lieber Gruß erklingt.

Aus neuen Büchern.

Aus: Heinrich Bauer: „Florian Geyer.“ Den nachstehenden Abschnitt entnehmen wir dem soeben beim Blut-und-Boden-Verlag G. m. b. S., Goslar, erschienenen Roman „Florian Geyer“, Preis 5,50 RM., geschrieben von Heinrich Bauer, der durch seine bisherigen Veröffentlichungen (u. a. „Oliver Cromwell“, „Geburt des Ostens“ und „Schicksalsstunden der deutschen Geschichte“) bereits in weitesten Kreisen bekanntgeworden ist.

Die Schriftleitung.

Gegen Mitternacht langte er in Sulzdorf an, mit dem Schlage der Mitternachtsglocken sollte die geheime Zusammenkunft mit seinen Schwarzen beginnen. Das Dorf war ausgestorben, kein Licht war zu sehen, kein Laut zu hören, im Schritt ritt Florian Geyer mit seinen beiden Begleitern aus der engen Dorfstraße heraus auf den Ingolstädter Wald zu, der als dunkeldrohende Masse dicht vor ihnen aufragte.

Als Florian Geyer vom Pferd stieg und auf die Waldlichtung trat, stiegen die Fackeln wie zum Gruß in die Höhe, und dumpf brausend, voll eines mächtigen Rhythmus der Kraft und Entschlossenheit, klang es ihm entgegen:

Die Freiheit und Florian Geyer!

Grüßend hob er die Hand, und während die beiden Enden des Halbkreises sich wie ein unzerreißbarer Ring um ihn zusammenschlossen, trat der alte Balthasar Schwarz an seine Seite und hielt hoch die Fackel über den Führer der Schwarzen Schar, daß sein scharfgeschnittenes Gesicht mit den funkelnden Augen greifbar nahe aus der Nacht hervortrat.

Ihm gegenüber aus der Mitte der Männer löste sich eine riesige, ungesügte Gestalt, Lienhard, der frühere Pfaffe von Schwarzenbronn, ein wütender, unbeugsamer Streiter für die Bauernsache, der seit langen Monaten einen Trupp wehrhafter Bauernsöhne aus seiner Heimat für den Kampf mit den Waffen gesammelt hatte. Mit schweren Schritten trat er auf den Ritter zu, die Hand an das Schwert gelegt.

Florian Geyer, Tausend von Euren Getreuen sind hier versammelt, um in dieser Mitternachtsstunde auf Euer Schwert einen heiligen Eid für die große Sache der Freiheit zu schwören und Euch zu folgen in Treue bis zum Tod. Jetzt wogte es, nur mühsam gedämpft, aus tausend Männerkehlen durch den nächtlichen Wald:

Der Freiheit und Florian Geyer Treue bis zum Tod!

Und während der Ritter, im Innersten berührt, auf den Sprecher zuschritt und ihm beide Hände preßte, löste sich links aus dem Kreis der Männer die kleine, schwächliche Gestalt von Pater Ambrosius und trat neben den Zünen Lienhard, und rechts stürzte eine mächtige Bauerngestalt aus den Reihen und sank vor Florian Geyer, seine Rechte an sich reißend, auf das linke Knie. Aber schon hatte der ihn hochgezogen und erkannte mit einem schnellen Blick Matthes Mohr, den er tags zuvor mit Hilfe seines Sohnes Martin durch bestochene Wächter aus dem Turm des Marienberg hatte befreien lassen. Mit festem Druck ließ er ihm die Rechte und gab die Linke Ambrosius, dann trat

er von den drei Männern aus dem Schatten zurück und stand wieder hoch aufgerichtet im flackernden Schein der Fackel.

Totenstill wurde es unter den Männern, die ihr kurzes Schwert quer über die Oberschenkel gelegt in den Händen hielten, unbeweglich waren ihre Gesichter auf Florian Geyer gewandt, voll klang seine Stimme über die Lichtung:

So rufe ich euch denn auf zum Kampfe für die Stunde, da ich das Zeichen gebe. Es geht nicht um dein oder deines Bruders Dorf, es geht nicht um das Tauber- oder Maintal, es geht auch nicht um das Frankenland, um das heilige, deutsche Reich geht es diesmal, Brüder! An allen Enden des Vaterlandes ist der Bundschuh aufgestanden in diesen Wochen und Monden gegen alle seine Bedrücker. Zehntausende der Unsern haben sich im schwäbischen Allgäu versammelt gegen den tyrannischen Fürst von Kempten, Jörg Schmidt, genannt Knopf von Luibas, führt sie, ein Mann, glühend von Gaf und Rache um das Gedenken seines Vaters, der mit hilfesehenden Bottschaften auf dem Wege zum Kaiser in stiftischen Kerker auf ewig verschwunden ist, und niemand weiß wo. Zehntausende Bauern haben sich erhoben im Donauried, Ulrich Schmid aus Sulmentingen führt sie an, ein Mann voller Treue und voll unüberwindbaren Glaubens an den Sieg der gerechten Sache. An den Ufern des Bodensees wartet der Seehaus, die verwegensten und wildesten von allen Brüdern, auf das Zeichen zum Losschlagen, weiter oben im Schwabenland steht Matern Feuerbacher, der reinste von allen, den ich in unsere Reihen wünschte, ein rechter Bauernhauptmann, und ordnet mit strenger Hand seine tapferen Scharen. Im Hessischen um Fulda sind sie losgebrochen gegen Bischofswillfür, und droben in Thüringen strömen der glühenden Predigt Thomas Münzers Zehntausende von armen Kunzen zu. Aber es darf nicht so sein, Brüder, wie es heute angeht, daß bald im Allgäu, bald in Thüringen und bald auf der Schwäbischen Alb ein Haufe sinnlos brennend und zerstörend durch das Land zieht und mit leichter Mühe von den Heeren des Schwäbischen Bundes vernichtet oder von seinen Diplomaten und seinem Teufelskanzler Leonhard von Eck mit schlaun Scheinverträgen hingehalten und verraten wird wie jetzt die drei Haufen der christlichen Vereinigung. Die große Sache muß verderben, wenn nicht die ganze deutsche Bauernschaft wie ein Mann dasteht und in einem gewaltigen Sturm die Freiheit erringt. Ein Geist, ein Wille, eine Führung muß sein, und ihr, Brüder, ihr sollt mit euren glühenden Herzen und harter Manneszucht das Beispiel sein, das alle anderen mitreißt zur Entscheidung! Gefahr droht von allen Seiten, der Schwäbische Bund mit seinen Fürsten und Städten, mit seinen feilen Landsknechtsheeren, die ihm und seinem Golde aus der blutigen Schlacht von Pavia in Welschland zugeströmt sind, hat sich aufgemacht zum Kampf auf Leben und Tod, aber der schlimmste Feind sitzt in unseren eigenen Reihen, es ist die Zuchtlosigkeit und Schwäche, das faule, feige Gängen am engen Heimatwinkel, der nur das eigene, erbärmliche Ich, aber nicht das ganze, gewaltige Vaterland sieht. Habe ich nicht auch Familie und Besitz und Ritterschaft, habe ich nicht die ganze Vergangenheit hinter mir gelassen und alles auf die Zukunft, die große Sache der Freiheit gesetzt?

Deutsche jenseits der Grenze.

NS-Lehrerbundtagung in Madrid, Ostern 1935. / Von Hermann Göhring.

Im Landesverband Spanien—Portugal sind 20 deutsche Schulen zusammengeschlossen mit einer Gesamtbesucherszahl von über 3000 Schülern, von denen etwa die Hälfte Reichsdeutsche und deutschstämmig sind. Von rund 130 deutschen Lehrkräften sind über 120 im NSLB. zusammengeschlossen. Jährlich finden Zusammenkünfte statt, zumeist am Standort des Landesobmannes. Bei diesen Schulungstagungen werden grundsätzlich die weltanschaulichen Fragen des Dritten Reiches vorangestellt und darüber hinaus die Arbeiten zur Vereinheitlichung von Lehrplan und Lehrziel in Zusammenarbeit erstrebt. Auf der diesjährigen Ostertagung waren 12 Schulen vertreten. Der bisherige Landesobmann Direktor Schulz, Madrid, leitete die Tagung. Tagungsgegenstände waren: 1. die weltanschauliche Grundlage des Dritten Reiches in ihrer Beziehung zum Auslandsdeutschtum, 2. die Frage der außerschulischen Betreuung von HJ. und BDM., 3. Vereinheitlichung des Deutschunterrichtes in der Vorschule, 4. die Frage der spanischen Examinas, 5. Berichte der Ortsobleute über Schule und über Schwierigkeiten, 6. Führung durch den Prado. Direktor Schulz führte in seinem Vortrag etwa folgendes aus: Die Philosophie der Vergangenheit war gedacht und nicht gelebt. Philosophie war für den gebildeten Deutschen ein Privatvergnügen, nämlich sich eine eigene Meinung über die letzten Fragen der Welt zu bilden. Diese Philosophie war nicht volksgeliebt, deshalb mußte sie versagen und vor allem die Träger dieser Philosophie. Die Weltanschauung wird aber gelebt als volksgeliebte Pflicht. Ihr soll die Philosophie das Rüstzeug geben. Es besteht zwischen Philosophie und Weltanschauung ein Widerspruch, wenn nicht die Philosophie zweckgebunden, d. h. nutzbringend für die Volksgemeinschaft sich einstellt. Über alle gedachten Fragen und darüber geschriebenen Bücher steht die Pflicht. Der Mensch ist kein Einzelwesen, sondern immer erst denkbar als Glied einer Gruppe, für uns als Glied der deutschen Volksgemeinschaft. Dem hat sich alles andere unterzuordnen. Erst auf diese Weise kommen wir zur Uniformierung einer deutschen Philosophie und einer deutschen Willensgemeinschaft, die als Weltanschauung Grund und Ursache für die Taten eines jeden Deutschen werden müssen. Den kategorischen Imperativ werden wir auf Grund der aus deutschen Urwerten wieder erweckten ursprünglichen deutschen Weltanschauung umwandeln in den kategorischen Imperativ Adolfs Hitlers: Du bist nichts, dein Volk ist alles, und ihm hast du so zu nützen, daß Generationen nach dir das Urteil ausstellen können, du hast gehandelt, wie der Führer es vorlebt und wie der Führer es befiehlt.

In der Frage der außerschulischen Betreuung erwächst den Auslandsschulen eine besondere Pflicht. Man kann vor Kindern anderer Nationen nicht die letzten Fragen, z. B. über Wertung der nordischen Rasse durchsprechen. Eine politische Erziehung unserer reichsdeutschen Jugend ist aber Pflicht, gerade hier draußen. Dabei ist besonderes Augenmerk darauf zu richten, daß der Jugend ihre doppelte Aufgabe klar gemacht wird: Kämpfer werden für das neue Reich, d. h. wesensteins werden mit den Aufgaben, die der Führer einem jeden Deutschen stellt in der Heimat. Darüber hinaus müssen wir die Freundschaftssynthese bilden zwischen uns und dem Gastland, d. h. die deutsche

Jugend muß mit dazu beitragen durch ihre Arbeit die Achtung des Gastlandes für unser neues deutsches Wollen zu erreichen und Freunde zu werben gegen eine Welt, die immer noch durch die Macht der Zeitungen in offener oder versteckter Gegnerschaft sich Deutschland gegenüberstellt. Dazu gehört die weise und vorsichtige Führung älterer Leute. Jugend soll zwar durch Jugend geführt werden, aber diese Jugendführung selbst muß in die Bahnen beider Forderungen gelenkt werden.

Vereinheitlichung des Deutschunterrichtes:

Deutschunterricht heißt zunächst bei uns: sprechen lernen. Das deutsche Kind in der Heimat bringt seine Sprache schon mit. Hier sprechen im günstigsten Falle 40% von den neueingeschulten die deutsche Sprache. Ein Deutschunterricht nach dem Muster der Heimat würde zu sehr nach dem Lesebuchunterricht ausarten. Ein Anfänger an der Auslandsschule darf nie mit dem schwersten Unterricht, dem Anfangsunterricht, betreut werden. Erst wenn er 2 bis 3 Jahre lang die Erfordernisse des Deutschunterrichtes kennen gelernt hat, darf er in der Anfängerklassen unterrichten. Weitere Verpflichtung über die vertraglich festgesetzten drei Jahre hinaus finden erst statt, wenn die Gewissheit besteht, daß der betreffende Lehrer mit Erfolg eine Schulanfängerklassen führen kann. Die Tagung legte die Arbeit der deutschen Schule in Madrid aus den letzten zwei Jahren über den Deutschunterricht in der Vorschule vor. In der „Deutschen Schule im Auslande“, Nr. 4, April 1935, Seite 111 bis 116, ist ein Auszug aus dieser Planarbeit vorhanden. (Verlag Eckner, Wolfenbüttel.) Die Schulen der Halbinsel werden in gemeinsamer Arbeit im Laufe der nächsten Jahre eigene Lehrbücher schaffen, da die deutschen Lehrbücher von der Grundlage des Beherrschens der Sprache ausgehen.

Die neuen Bestimmungen über die spanischen Examinas gestatten nicht mehr das Kollektivexamen (Schlußexamen), sondern verlangen genau einzuhaltenes Jahresexamen. Da an dem deutschen Lehraufbau nichts geändert werden soll, um nicht mühsam erworbenen Boden aufzugeben, muß diese Vorbereitung auf die spanischen Examinas von den Kindern noch neben der Schule erledigt werden. Das ist eine zu starke Belastung, wenn sich nicht die deutsche Schule selbst für diese Arbeit zur Verfügung stellt und das sachlich im Deutsch schon erarbeitete in die spanische Sprache umsetzt. Infolgedessen werden die Schulen einen Teil, etwa bis zum dritten Jahre des Baccalaureat selbst übernehmen müssen, damit keine Flucht der spanischen Kinder einsetzt und sie, statt der zu befürchtenden drei Jahre, etwa 6 bis 7 Jahre der deutschen Schule erhalten bleiben. In den Ausprüchen und Berichten der Ortsobleute traten an einzelnen Stellen erschütternde Schwierigkeiten zutage (Mangel an Karten und Büchern und monatelanges Warten auf Gehalt). Eine Zentralisierung des Schulwesens etwa durch Schaffung eines Landesschulamtes dürfte das einzige Mittel sein, um eine billige Gleichstellung aller deutschen Lehrkräfte zu erzielen und um die Schulen im Aufbau und Methode auf den gleichen Nenner zu bringen. Die Tagung wurde beendet durch eine überaus lehrreiche und interessante Führung durch das weltbekannte, einzigartige spanische Kunstmuseum, den Prado. Direktor Schulz hatte dabei die Führung.